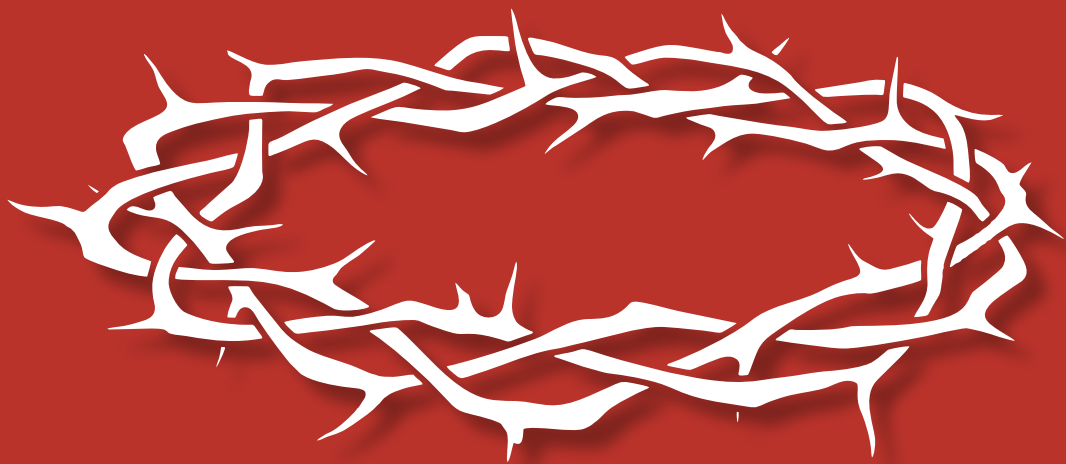


3 | 2022

fünfkant

Magazin der katholischen Gemeinden »An Bröl und Wiehl«



Warum? Die Frage nach dem Leid

VON HIJOB
LERNEN

LEID ALS
MOTIVATION

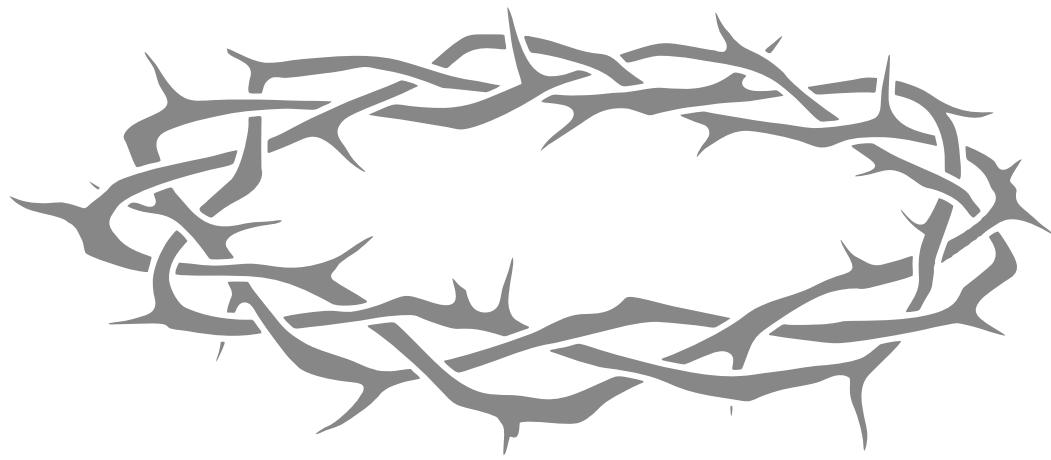
TRAUERENDE
ELTERN

fünfkant

Magazin der katholischen Gemeinden An Bröl und Wiehl



- 02 **Auf ein Wort:** *Widerstand und Ergebung*
- 04 **Die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu**
- 07 **Der Kreuzweg** *Stationen des Leids*
- 08 **Schafft Gott das Leid?**
- 10 **»Ich bin ja so ein armer Kerl«** *Das zu sagen, ist nicht mein Ding*
- 12 **»Allein zu leben gilt in der Kirche immer noch als Mangel«**
Theologe Thomas Laubach zum defizitären Umgang der Kirche mit Singles
- 14 **Wie Religionen mit Leid umgehen**
- 16 **Wetten, dass ...?**
- 18 **Trauernde Eltern und das Leid**
- 20 **Trotz allem**
Stefanie Hombach über das Leid im und mit dem Gesundheitswesen
- 22 **Dauerhafter Lockdown** *Das Leid der Menschen am Rand*
- 24 **Gott ist nicht gerecht**
- 26 **»Wir würden das Wort Wunder nie in den Mund nehmen«**
Cornel Sieber untersucht im medizinischen Komitee von Lourdes Heilungen
- 29 **Maria – Mater dolorosa und Mittlerin**
Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen (Lk 2,35)
- 30 **Wenn man sich kein Haus bauen kann**
Vom Leid derer, deren Zukunft in Deutschland unsicher ist
- 32 **Das vergessene Leiden in Nigeria**
- 33 **Damit aus Worten Taten werden ...** *Zum Stand des Synodalen Wegs*
- 34 **Aktuelles und Veranstaltungen**
- 37 **Termine und besondere Gottesdienste**
- 39 **Gottesdienste**
- 40 **Zu guter Letzt**



Warum? Die Frage nach dem Leid

*Liebe Leser*innen,*

mit Warum beginnen viele Kinderfragen. Und ist die erste dieser Fragen erfolgreich beantwortet, so schießen die neugierigen Wesen oftmals direkt die nächste Warum-Frage hinterher. Eine Endlosschleife von Warum, die Eltern manchmal an den Rand ihres Wissens und ihrer Geduld bringen kann.

Auch wir fragen in der 40. Ausgabe unseres Magazins »Warum? – Die Frage nach dem Leid«. Das Wort Leid steht als Sammelbegriff für all das, was Menschen körperlich und seelisch belastet. Als leidvoll werden nicht erfüllte Bedürf-

nisse und Erwartungen, der Verlust von nahestehenden Individuen, die Trennung von sozialen Gruppen, äußere Zwänge und Begrenztheiten, Alter, Krankheit und Schmerzen empfunden. Leid ist eine menschliche Grunderfahrung, dessen Intensität sehr subjektiv und individuell ist. Die Wahrnehmung und Bewältigung von Leid hängen entscheidend von der Einstellung und den Erfahrungen des Einzelnen ab. Nicht überwundenes Leid kann zu einem Trauma führen und das Leben somit stark negativ beeinträchtigen.

Die Beantwortung, warum es Leid gibt, ist schwer, wohl nicht allgemeingültig und ebenfalls sehr individuell. Lesen Sie in den unterschiedlichen Texten wie Menschen Leid empfinden, mildern oder versuchen, es zu bewältigen.

Das Redaktionsteam wünscht Ihnen eine gute Lektüre und einen erfreulichen Herbst.

Marika Borschbach

Widerstand und Ergebung

■ Liebe Leserinnen und Leser!

Als der große Theologe Romano Guardini im Sterben lag, sagte er die folgenden Worte: »Wenn ich bald Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werde, dann werde ich ihm für vieles in meinem Leben danken. Aber ich werde ihm auch viele Fragen stellen, und ich werde auf einer Antwort bestehen.«

»Wie können wir
unseren Glauben
rechtfertigen angesichts
von Leid und Übel?«

Eine der wichtigsten Fragen, die wir Gott stellen möchten, ist die ewige Frage nach dem Sinn des Leids. Warum müssen Menschen leiden? Warum lässt Gott das zu – das unsägliche Leid in der Welt, das persönliche Leid, das hilflos machende Leid von lieben Menschen? Gerade in unseren Tagen der Coronapandemie und des Krieges in der Ukraine wird diese Frage wieder neu aktuell.

Dabei geht es um das sogenannte »Theodizeeproblem«. Der Begriff »Theodizee« stammt von dem deutschen Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716). Das Wort »Theodizee« ist zusammengesetzt aus den beiden griechischen Worten »theos« und »dike«. Theos heißt Gott und dike Rechtfertigung. Im Theodizeeproblem geht es also um die Frage: Wie können wir unseren Glauben an Gott rechtfertigen angesichts einer Welt voller Leid und Übel? Diese Frage hat durchaus ihre Berechtigung. Denn erstens glauben wir, dass

Gott allmächtig ist; zweitens glauben wir, dass Gott vollkommen gütig ist; drittens müssen wir feststellen, dass es Leid gibt. Wenn nun Gott aber allmächtig ist, dann könnte er alles Leid verhindern. Und wenn er vollkommen gütig ist, dann müsste er alles Leid verhindern. Trotzdem gibt es ein riesiges Ausmaß an Leid und Unglück.

Der moderne Atheismus versucht eine Antwort auf diesen Widerspruch, indem er im Weltgeschehen nicht die »Handschrift« eines liebenden Gottes erkennt. Er sagt: Die einzige Entschuldigung für das Schweigen Gottes im Leid ist die Tatsache, dass es ihn nicht gibt.

Was antwortet die Theologie darauf? Welche Antwort gibt sie auf die Frage nach dem Sinn des Leidens? Die Theologie verweist auf die Unbegreiflichkeit Gottes. »Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege«, heißt es bei Jesaja (Jes 55,8). Aus diesem Grunde erscheinen alle Erklärungsversuche des Leids verfehlt. Der Mensch kann Gottes Pläne nicht verstehen, und er hat auch nicht das Recht, Gott für das, was er nicht verstehen kann, anzuklagen

»Die Frage nach dem
Sinn des Leids ist nicht
lösbar.«

oder zur Rechenschaft zu ziehen. Im Gegenteil sollte man sich eingestehen, dass die Frage nach dem Sinn des Leids nicht lösbar ist. Auch der Glaube weiß

die Antwort nicht. »Die Unbegreiflichkeit des Leids ist ein Stück der Unbegreiflichkeit Gottes«, sagt Karl Rahner. Angebracht ist eine »Theologie des Schweigens«, fordert der Theologe Hans Küng. Hoffnung bietet nur der Blick auf das »Geheimnis des Kreuzes«, mit dem Gott alles menschliche Leid auf sich genommen hat und mit den Menschen mitleidet.

Angesichts des Leidens müssen wir uns fragen, wie wir mit dem Leiden umgehen. Eine der tiefsten Antworten auf diese Frage, die ich persönlich kenne, finde ich bei Dietrich Bonhoeffer – dem großen evangelischen Christen, Theolo-

»Gott will das Leid nicht –
schon gar nicht das, das wir
einander zufügen.«

gen und Widerstandskämpfer – in seinem Buch mit dem Titel »Widerstand und Ergebung«.

»Widerstand« bedeutet: Es ist unchristlich, schnell zu sagen: Dieses oder jenes Leid ist von Gott gewollt. Nein, Gott will das Leid nicht, schon gar nicht das Leid, das wir Menschen einander zufügen. Darum müssen wir alles daransetzen, Leiden zu beseitigen: Hunger und Armut, Benachteiligung und Unterdrückung, Krankheit und Tod. Dagegen müssen wir als Christen Widerstand leisten: durch persönliches Engagement, durch gesellschaftliche Reformen, nicht zuletzt durch persönliches Mitleiden, was etwas anderes ist als Mitleid.



**Nur ein Leben, in dem Leid und Trauer Platz haben,
kennt auch wirklich Freude und Glück.**

Aber was ist mit dem anderen Leid, mit dem Leid, das nicht beseitigt werden kann? Diesem Leid sollen wir uns ergeben, d. h. wir sollen es annehmen lernen und dadurch ein Stück verwandeln. Leiden annehmen heißt, das Leiden nicht verdrängen, vor dem Leiden nicht fliehen. Nicht das tun, was unsere Gesellschaft dauernd tut. Sie will in jeder Hinsicht eine leidfreie Gesellschaft sein. Leid stört, Trauer stört. Das Reden über Schmerz und Leid stört. Traurige und trauernde Menschen stören. Stören sie wirklich? Oder macht das Leiden

das Leben nicht auch wertvoll und kostbar? Nur ein Leben, in dem Leid und Trauer Platz haben, kennt auch wirklich Freude und Glück. Ein arabisches Sprichwort sagt: »Wo nur Sonne ist, da ist auch nur Wüste.«

Ergebung ins Leiden – das bedeutet: Unser Leid in die Hände Gottes zu geben. Schauen wir auf Christus! Wie ist er mit Kreuz und Leid umgegangen? Auf der einen Seite war er Mensch wie wir und hat das Leid nicht verstehen kön-

nen. »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Dieses Wort Jesu am Kreuz ist Ausdruck seines Nichtverstehens. Aber es gibt noch ein anderes Wort. Und dieses Wort bewahrt vor aller Verzweiflung: »Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.« Als Jesus mit dem Kreuz nicht mehr fertig wurde, als er den Widerspruch nicht mehr auflösen konnte, da legte er sein Leiden in die Hände seines Vaters.

Liebe Leserinnen und Leser – alle möglichen Antworten auf die Frage nach dem Leid und seinem Sinn sind unvollkommen. Wir können auch als

**»Leiden annehmen heißt
nicht verdrängen, nicht
fliehen.«**

Christen keine letzte und befriedigende Antwort auf diese Frage geben. Und wir brauchen es auch nicht. Der Christ hat das Leiden und seine Ursachen nicht in erster Linie zu erklären, sondern zu mildern, zu lindern und zu überwinden.

Davon erzählt auch die abschließende kleine Geschichte: Auf der Straße traf ich ein kleines frierendes Mädchen, zitternd in einem dünnen Kleid, ohne Hoffnung, etwas Warmes zu essen zu bekommen. Ich wurde zornig und sagte zu Gott: »Wie kannst du das zulassen? Warum tust du nichts dagegen?« Eine Zeit lang sagte Gott nichts. Aber in der Nacht antwortete er ganz plötzlich: »Ich habe wohl etwas dagegen getan. Ich habe dich erschaffen.« ■

**Ihr Pfarrer
Klaus-Peter Jansen**





Das Kreuz: vielerorts anzutreffen und für viele unmittelbar berührend.

Die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu

■ Jedes Jahr begehen die Christen am Karfreitag das Gedenken an den Tod Jesu am Kreuz. Es ist oft bewegend zu sehen (und hier bin ich erst einmal bei den Katholiken), wie viel Ehrfurcht und innere Anteilnahme von beteiligten Gläubigen ausstrahlt, wenn sie in der Liturgie an der Kreuzverehrung teilnehmen: Ein scheuer Kuss der Nägel an den Füßen des Gekreuzigten, eine vor dem Kreuz niedergelegte Blume, eine langsame Kniebeuge: Kreuzesfrömmigkeit aus tiefstem Herzen.

Mir kommt beim eigenen Mitfeiern und bei dem, was ich dabei beobachten darf, der Gedanke, dass das Kreuz vielen Christen von früh an aus vielen Begegnungen direkt ins Herz gegangen ist. Es handelt sich um Begegnungen bei gottesdienstlichen Feiern, durch biblische Texte, in der Begegnung mit Kunst und Kunsthandwerk – sei es in Kirchen, Wohnungen, Museen oder in Flur, Wald und innerorts. Wie von selbst hat sich die Ausstrahlung des Kreuzes der Herzen bemächtigt. Wenn

meine Wahrnehmung stimmt, dass die Bindekraft des Kreuzes oft direkt ins Herz ging ohne großes Problematisieren, sehe ich das als ein wunderbares Geschenk an. Es muss nicht für jede und jeden alles im Glauben jederzeit infrage gestellt werden. Der Glaube bewegt oft das Innere ganz unmittelbar.

Doch so positiv dieser intuitive Weg der Frömmigkeit eingeschätzt werden darf, so sehr ist es wichtig, sich die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu auch gedanklich klarzumachen. Solche ratio-



nale Grundlegung ist nicht nur in sich sinnvoll, da christliche Religion in der Öffentlichkeit und sogar in der Kirche oft nur noch als ethische Größe wahrgenommen wird – positiv im karitativen Bereich, negativ im Führungsverhalten. Sie bringt auch geistlichen Gewinn und beugt falschen Sinngebungen mit unerfreulichen Folgen vor. Unheilvolle Folgen einer falsch verstandenen Kreuzesverehrung sind z. B. die Kreuzzüge

»Der Glaube bewegt oft das Innere ganz unmittelbar.«

oder die Missionierung von Kolonien im Namen des Kreuzes, etwa in Südamerika und Afrika. Da wurde der Kreuzesglaube mit dem Argument seiner Heilsnotwendigkeit unheilvoll mit Eroberung und

Ausbeutung verwoben. Versuchen wir darum hier gedankliche Klärung.

Um die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu zu erkennen, sollten wir uns vor allem mit seinem Leben beschäftigen. Denn die Leute, die ihn ans Kreuz gebracht haben, haben es wegen der Art getan, wie er sein Leben gestaltet hat. Dazu dürfen wir festhalten:

1. Jesus beschäftigte sich mit allen ernsthaften Sorgen der Menschen: Krankheiten, Gefahren, Beziehungstragödien, Herabwürdigung, Diskriminierung, Armut – manchmal durchzieht das alles brutal das Leben des Menschen. Unsicherheit, was wird, gilt für alle. Und immer steht der Tod bevor. Jesus wollte es so vielen Menschen wie möglich leichter machen. Er war jedem Menschen, dem er begegnete, in tiefer Liebe verbunden. Er wollte glückliche, angstfreie, versorgte Menschen in guter Gemeinschaft. Sie sollten das Leben nicht fürchten und vor dem Tod keine Angst haben, auch nicht, sofern sie sich auf Gott bezog. Sie sollten sich in Gott daheim wissen. Sie sollten – wenn sie nicht ganz radikal boshaft, brutal, selbstherrlich, ich-bezogen oder feindlich gegen die Mitmenschen waren und damit völlig gegen Gott standen – nicht unter ihren kleinen oder großen Schwächen und der Unfähigkeit, alle religiösen Regeln einzuhalten, in der Sorge versinken, bei Gott und den Menschen kein Ansehen zu haben. Als Wunder oder Zeichen benannte Taten und hilfreiche Worte standen Jesus zum Erreichen dieser Ziele zur Verfügung. Fürsorglichkeit und tiefes Verstehen der jeweiligen menschlichen Befindlichkeit und vieles mehr durchzogen sein Reden und Handeln.

2. Jesus sah auch, dass Menschen Unrecht taten, manchmal hart und gnadenlos. Das machte ihn traurig oder empörte ihn. Er wusste, dass dabei nicht nur Mitmenschen in Not und Qual gerieten und um ihr Recht gebracht wurden. Ihn besorgte auch, dass die Übeltäter ihr eigenes Verhältnis zu Gott gefährdeten mit im schlimmsten Fall der

entsetzlichen Folge, von Gott verworfen zu werden. Auch hier versuchte Jesus zu helfen, z. B. indem er diese Menschen energisch in die Schranken wies.

Doch genau diese Art Jesu, mit den Menschen barmherzig, liebevoll und kritisch besorgt umzugehen, passte den religiös und politisch Mächtigen, der geistlich-weltlichen Obrigkeit der Juden (also nicht den Juden allgemein!!) nicht ins Konzept. Ihr etabliertes System

»Die jüdischen Eliten sahen sich durch Jesus infrage gestellt, ja bedroht.«

religiöser und halbstaatlicher Regeln und Vorschriften, in dem sie sich selbst gut aufgehoben und versorgt sahen mit Ehre, Wohlstand, Macht und z. T. vermeintlicher Gottverbundenheit, sahen sie durch Jesus infrage gestellt, ja bedroht. Ihn deshalb zu verurteilen und hinzurichten, war da für sie der einzige Ausweg.

Auf die Anhänger*innen Jesu jedoch hatte die Haltung Jesu eine ganz andere Wirkung. Von früh an waren sie von ihm fasziniert. Sie konnten nicht mehr von ihm lassen. Sie meinten, durch Jesus eine friedliche, menschlich gestaltete Gemeinschaft des Volkes Israel, das Reich Gottes, erwarten zu dürfen, von Gott behütet, mit ihm verbunden in sinnvollen, religiösen Formen, von den römischen Eroberern befreit, von Jesus geführt.

Als jedoch ihr Meister den Kreuzestod erlitt, gerieten sie in einen Zwiespalt. Sie sahen an ihm einerseits die von ihm durchgehaltene Liebe zu den Menschen, den durchgehaltenen Gehorsam gegenüber Gott mitten in der tödlichen Bedrohung und bis in den Tod hinein und das ungebrochene Vertrauen Jesu zum mütterlichen himmlischen Vater. Diese wunderbare Erfahrung und die Jahre mit Jesus davor ließen sie auch jetzt nicht ganz los. Andererseits aber gerieten sie durch diesen Kreuzestod in

einen existenziellen Schock: »Hat Gott ihn verlassen? Ist das Reich Gottes ein vergeblicher Traum? Haben wir uns an einen von vielen inzwischen als Verbrecher angesehenen Scheinpropheten gebunden, als den ihn diese Todesstrafe deklariert?« Das Mk-Evangelium (14,50) berichtet, dass »alle Jesus verließen und flohen«, während Petrus ihn nicht mehr kennen wollte.

Das Erstaunliche aber war: Die Distanzierung blieb nicht das Letzte. Es trat eine Wende ein, deren Ursache historisch nur zu erahnen ist: War es zuerst ein innerer Prozess in den Geflohenen und dem leugnenden Petrus? Oder zunächst die Hilfe und Ausstrahlung der irgendwie weiter vertrauenden Frauen? Oder die im NT durch (einen) Engel verkündete Auferstehungsbotschaft? Oder alles zusammen getragen vom alt-hergebrachten jüdischen Glauben und den ja eben schon erwähnten weiterhin wirkenden Erfahrungen mit Jesus, bevor er starb?

Wodurch auch immer: Die Seinen wuchsen wieder zusammen, die Anfangskirche (Paulus und vor und nach ihm andere) entdeckte: Das im ersten Anlauf als grauig erlebte und die Überzeugungen vom Reich Gottes zerstörende Kreuzesgeschehen stellt auf dem Hintergrund der von Jesus gelebten Gläubigkeit und Menschlichkeit plötz-

»Ist das Reich Gottes ein vergeblicher Traum?«

lich eine Botschaft dar, die der anfänglichen Annahme von Scheitern und Katastrophe diametral entgegensteht. Die Botschaft des Kreuzestodes Jesu lautete jetzt für die Anhänger*innen Jesu: Jesus hat sich trotz aller kreatürlichen – also aus der Natur des Menschen erwachsenden – Angst, von der Mt 27,46 Zeugnis gibt (»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen«) weiterhin in Gottes Hand gesehen: »Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist« (Lk 23,46). Wir dürfen daran ablesen, dass Gott nieman-

den loslässt, auch die irdisch Scheiternden, die sich schuldig Fühlenden oder sich sonst wie sinnlos Vorkommenden nicht, sofern sie zu Gott gehören und seinem Weg folgen wollen. Genau das hatte Jesus schon vorher verkündet, aber die Seinen vermochten es erst nach seinem Tod ganz zu verstehen. Und bis heute leben die, die die Seinen sein wollen, in dieser Überzeugung. Das ist im Kern die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu bis heute.

Im Blick auf den Gekreuzigten dürfen damit auch wir heute bekennen, dass wir als Gutwillige nie verloren sind, nie aufgegeben sind, immer Zukunft haben und auf dem Weg ins endgültige Reich Gottes sind, wie Jesus selbst, der – so noch weitere Erkenntnis der frühen Christen – selbst dieses Reich ist. Im Blick auf den Gekreuzigten sprechen die frühen Christen dann auch davon – und auch das ist für uns Lebenselixier –, dass sie sich in diesem Sterben Jesu am Kreuz als Erlöste entdecken dürfen, das heißt: Wir leben in der Vergebung Gottes, weil Jesus genau diese Vergebungsliebe Gottes durch seinen Tod am Kreuz bezeugt hat. Die ihn verurteilt haben behaupteten, ausschließlich ihr religiöses System von Opfern könne uns vor göttlicher Verurteilung retten. Jesus bezeugt mit seinem Kreuzestod, dass es die Liebe Gottes ist, die uns rettet.

Mit diesem Hinweis, was uns wirklich rettet, ist auch die manchmal beinahe seelenlose und formaljuristisch anmutende Vorstellung ausgeräumt, dass Jesus für unsere Sünden mit seinem Leben bezahlt hat. Verloren hat Jesus sein irdisches Leben durch die Existenz menschlicher Bosheit. In sehr übertragenem Sinn hat er für die Bosheit mit seinem Leben bezahlt. Aber er hat nicht an einen rechnenden, Genugtuung verlangenden Gott bezahlt. Natürlich war Jesus überzeugt, Gottes Willen zu erfüllen. Aber der bestand für Jesus

darin, Gottes Liebe zu leben, zu verkünden und – letztlich mit seinem Tod – zu bezeugen. Angesichts von Verfälschung der gottgewollten Religion sah Jesus den Auftrag, durch sein Leben und seine Lehre den wahren Weg zu zeigen.

Der Kreuzestod Jesu gibt uns Menschen – so mein Fazit – zusammen mit seinem Leben die Möglichkeit, uns in Gottes Gemeinschaft und Hand zu

»Als Gutwillige sind wir nie verloren, sondern haben Zukunft im Reich Gottes.«

wissen, auch in Leid und Tod und dann, wenn wir schuldig geworden sind. Jesu Tod gibt uns darüber hinaus Ermutigung und Zuversicht, immer wieder den besseren Weg, den gerechteren, liebevolleren Weg zu suchen und auf uns zu nehmen, nach bestem Wissen und Gewissen und mit den Kräften, die uns dabei zuwachsen. Denn gerade in diesem Suchen und Auf-uns-nehmen sind wir wie Jesus selbst am meisten in Gottes Bewahrung.

Dass allerdings der Kreuzestod Jesu auch eine Erklärung dafür bietet, warum es menschliches Leid, Tod, Hass, Brutalität und Ähnliches gibt, sehe ich nicht. Ich sehe nur, dass Jesus uns vorlebt, auch noch angesichts der Unmöglichkeit, dieses Problem auf Erden einer Klärung zuzuführen, im Vertrauen zu Gott zu bleiben und an die Gegenwart des Reiches Gottes und an den Sieg dieses Reiches der Liebe zu glauben. ■

Norbert Kipp, Pfarrer i. R.
ehemaliger Seelsorger im
Seelsorgebereich



Der Kreuzweg – Stationen des Leids



Der Kreuzweg erinnert an den Leidensweg Jesu vom Hause des Pilatus nach Golgotha. Pilger im Heiligen Land entwickelten in Jerusalem den Brauch, diesen Weg Jesu betend abzuschreiten und somit die Stätten der Passion nacheinander aufzusuchen. Dies und die vor allem von Franz von Assisi geförderten Passions-Andachten führten zu dem Wunsch, die heiligen Stätten auch fern von Jerusalem nachzuerleben. Von Station zu Station kann hier der gläubige Betrachter den Leidensweg Christi gedanklich nachvollziehen.

Seit dem 15. Jh. wird das Leiden Jesu in zunächst sieben Stationen und ab dem 17. Jh. in vierzehn Stationen dargestellt. Das Geschehen am Leidenswege wird in Kirchen, an Wegen zur Kirche, dem Friedhof oder zu Wallfahrtskirchen sichtbar gemacht in Gemälden, Bildstöcken, Skulpturen aus Stein oder Holzschnitzarbeiten. Jede katholische Kirche – auch die modernen – enthält einen wie auch immer gestalteten Kreuzweg. Historische Kreuzwege sind häufig monumental, führen auch oft eine Anhöhe hinauf und beschließen den Kreuzweg mit einem sog. Kalvarienberg. Es ist eine Darstellung der Kreuzigungsgruppe und erinnert

an das biblische Golgotha, genannt die Schädelstätte (lat. calvaria = Schädel).

Die Bilder des Kreuzweges wollen zum Nachdenken und Beten anregen. Kreuzwegandachten bringen die einzelnen Stationen in Bezug zu unserem Leben:

1. Station: Jesus wird zum Tode verurteilt. – Herr, wie oft geschieht es auch heute, dass Menschen verspottet und fertig gemacht werden, chancenlos bleiben.
2. Station: Jesus nimmt das Kreuz auf seine Schultern. Herr, meine Gedanken gehen zu denen, die täglich geduldig ihr Kreuz auf sich nehmen. Du trägst es mit.
3. Station: Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz. – Herr, du kennst unsere Schwächen. Keiner der am Boden liegt, muss sich aufgeben, denn du hilfst aufzustehen
4. Station: Jesus begegnet seiner Mutter. – Herr, ich denke an alle, die es schwer mit ihrer Familie haben.
5. Station: Simon Zyrene hilft Jesus das Kreuz tragen. – Herr, du weißt, wie leicht wir versucht sind, wegzuschauen und abzuschalten.
6. Station: Veronika reicht Jesus das

Schweißstuch. – Herr, die kleinen Zeichen und Aufmerksamkeiten machen unser Leben hell.

7. Station: Jesus fällt zum zweiten Mal unter dem Kreuz. – Herr, ich bitte für alle, die ihr Glück vom Materiellen erwarten, damit sie verstehen, dass du wahres Glück gibst.

8. Station: Jesus begegnet den weinenden Frauen. – Herr, meine Gedanken gehen zu denen, die treu dienen und wenig Dank erfahren. Gib ihnen innere Zufriedenheit.

9. Station: Jesus fällt zum dritten Mal unter dem Kreuz. – Herr, sei mit denen, die aus dem Konsumzwang aussteigen wollen.

10. Station: Jesus wird seiner Kleider beraubt. – Herr, du leidest mit allen, deren Menschenwürde mit Füßen getreten wird. Ich bete für die, die sich für die Achtung des Menschen einsetzen.

11. Station: Jesus wird an das Kreuz geschlagen. – Herr, ich bete für alle, die auf Gewalt und Macht setzen. Bringe sie zum Nachdenken.

12. Station: Jesus wird am Kreuz erhöht und stirbt. – Ich denke an alle, die unter dem Dunkel und der Grausamkeit leiden.

13. Station: Jesus wird vom Kreuz herabgenommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt. – Maria steht für alle Mütter und Eltern, die um ihre Kinder weinen.

14. Station: Der heilige Leichnam Jesu wird ins Grab gelegt. – Herr, ich bitte um deinen Beistand für alle, die trauern, dass sie den Tod nicht als Ende sehen.

Manchmal gibt es eine 15. Station: Halleluja! Christus lebt!

Für uns bitten wir, dass wir unseren Kreuzweg des Lebens als Weg in die Herrlichkeit Gottes sehen und voll Vertrauen gehen.

Schafft Gott das Leid?

Ich habe lange darüber nachgedacht und manchen Gedanken auch wieder verworfen. Die Frage ist nicht neu. Wie rechtfertigt man den Glauben an einen allwissenden, allmächtigen und zugleich allgütigen Gott angesichts einer Welt, in der es viel Leid gibt, immer gab und vermutlich immer geben wird. Der antike Götterglaube hatte es da argumen-

»Was ist eigentlich das Böse, was das Leid?«

tativ leichter: Bei Göttern, die neidisch, eifersüchtig, manchmal direkt böswillig agieren, stellt sich diese Frage nicht. Die monotheistischen Religionen tun sich da ungleich schwerer.

Schafft Gott das Leid? Ich möchte diese Frage sowohl mit Ja und mit Nein beantworten. Einen ersten Hinweis gibt das Buch Hiob aus dem Alten Testament. Hiob spricht: »Nehmen wir das Gute an von Gott, sollen wir dann nicht auch das Böse annehmen?« (Hiob 2,10) Offenbar geht Hiob davon aus, dass sowohl das Gute als auch das Böse, und damit das Leid, direkt von Gott herkommen. Ein Gedanke, der verständlich ist, hat doch Gott das Universum mit allem darin geschaffen.

Bleibt aber die Eingangsfrage: Warum sollte Gott uns übelwollen? Hier taucht eine andere Fragestellung auf: Was ist eigentlich das Böse, was das Leid? Es gibt in der Geschichte der Philosophie seit der Antike den Gedanken der »privatio boni«, der Abwesenheit des Guten. Krankheit ist demnach die Abwesenheit von Gesundheit, Krieg von Frieden usw. Das Schlechte, das Leid ist damit nicht ein eigenes Seiendes, sondern ein Mangelzustand, so wie Dun-

kelheit ein Mangel an Licht ist. Dieser Gedanke ist nicht ohne, weil er direkt mit unserer Eingangsfrage zu tun hat. Das Böse und das Leid können von Gott herkommen, ohne dass sie aber eine eigenständige Schöpfung sind, weil sie ohne ihr positives Gegenstück niemals eigenständigen Bestand haben können. Was also kann man Gottes Schöpfung vorwerfen? Doch nur, dass sie nicht in jeder Hinsicht vollkommen ist, dass immer irgendwo ein Mangel bleibt. Dieser Mangel ist aber inhärent. Ohne ihn geht es nicht.

Das bringt mich zur Philosophie des 16./17. Jh., in der galt: Gott hat mit dem Kosmos, den er geschaffen hat, die beste aller möglichen Welten hervorbracht; so formuliert es auch Leibniz. Die Welt könnte sehr viel mangelhafter sein. Die Mängel aber, die wir vorfinden, sind darin begründet, dass es oft nicht nur ein »Sowohl-als-auch«, sondern eben ein »Entweder-oder« gibt. Es wird bei 30°C im Schatten nicht schneien, ein Dreieck hat immer drei und nicht vier

»Die Katastrophe der Dinosaurier ist die Bedingung der Möglichkeit unserer Existenz.«

Ecken, sonst wäre es keins usw. Das ist noch kein Mangel und bringt auch kein Leid hervor.

Aber dass wir Menschen in dieser Welt existieren und derlei Fragen stellen können, liegt daran, dass die Welt im Großen und Ganzen so ist wie sie ist. Eine Welt, wie sie vor 65 Millionen Jahren gewesen ist, wäre nicht unsere Welt.

Mit anderen Worten: Die Katastrophe der Dinosaurier ist die Bedingung der Möglichkeit unserer Existenz. Unser eigener Tod ist die Voraussetzung für den Bestand der Menschheit. Stellen wir uns einmal vor, alle Menschen, die je gelebt haben, wären noch auf der Welt. Wie sollte diese Welt uns alle (er)tragen? Werden und Vergehen gehört also auch zusammen und bringt gleichermaßen Freude und Leid hervor. Freude, wenn ein Mensch geboren wird, Leid, wenn ein Mensch stirbt. Unfälle gibt es, weil die Welt mit ihren Naturgesetzen so verfasst ist, wie sie ist. Die Kräfte in der Schöpfung können uns verletzen oder gar töten, gleichzeitig sind sie der Rahmen, in dem wir leben können – je nachdem, wie wir auf sie treffen. Unsere Großmutter Maria sagte immer: »Feuer und Wasser sind gute Knechte, aber schlechte Herren.« Man könnte auch mit Paracelsus sagen, dass die Dosis das Gift macht.

Vieles, was Leid hervorbringt, liegt aber nicht einfach in der Notwendigkeit der Schöpfung, kommt nicht einfach im Gefolge des Guten aus Gottes Hand. Auch der Mensch selbst spielt oft genug eine üble Rolle. Manche Katastrophe ist eben keine Naturkatastrophe, sondern selbst gebastelt, oft über Generationen hinweg. Denken wir an unseren Anteil am Klimawandel. Die Hybris der Menschen spielt eine Rolle. Atommüll eine Million Jahre sicher verwahren! – Wie soll das gehen? Da sind in wenigen Jahrzehnten Altlasten aufgetürmt worden, für die Jahrhunderttausende erhalten müssen. Hätte der erste Neandertaler damit angefangen, hätten wir heute immer noch etwa 700.000 Jahre Freude an dem Zeug. Wenn dann im Laufe der Jahrtausende doch etwas schiefeht, wird wieder die Frage gestellt, wie Gott so etwas zulassen kann.



Gott schafft alle Dinge – oft mit zwei Seiten, Licht und Schatten.

Nicht zu vergessen ist auch die Unzuverlässigkeit, Selbstsucht und manchmal auch Bösartigkeit, die dem Menschen zu eigen ist. Der Mensch ist das einzige Wesen in der Natur, das zum Bösen fähig ist. Tiere oder Pflanzen können gefährlich, giftig, aggressiv, nützlich oder schädlich sein. Eines aber sind sie nie: Moralisch gut oder böse. Sie sind einfach, was sie sind. Ein Virus kann krank machen und dadurch Leid verursachen. Einen Plan dazu hat es ganz sicher nicht. Anders der Mensch: Er hat die Freiheit, zwischen Gut und Böse zu entscheiden. So kann man wieder fragen: Wenn Gott allwissend ist, dann weiß er doch um die Fähigkeit und manchmal den Hang des Menschen zum Bösen. Warum hat er ihn dann mit dieser Freiheit geschaffen? Eine törichte Frage, denn hätte er uns nicht so geschaffen, wie wir sind, würden wir diese Frage gar nicht stellen. Sie ist eher der Versuch, für eigenes Versagen den Herrgott verantwortlich zu machen. Josef Stalin hat gesagt: »Ein Mensch, ein Problem. Kein Mensch, kein Problem.« Seien wir froh, dass Stalins

Gedanken nicht Gottes Wege sind.

Schafft Gott das Leid? Ja und Nein. Gott schafft alle Dinge und diese Dinge haben oft zwei Seiten, Licht und Schatten. Des einen Freud ist des anderen Leid. Soweit es an uns Menschen liegt, sollten wir uns bemühen, möglichst wenig Schatten auf diese Welt zu werfen. Die Gefahren in der Natur sind

»Der Mensch hat die Freiheit, zwischen Gut und Böse zu entscheiden.«

gleichzeitig Grenzen und Möglichkeiten unserer Existenz. Trotzdem wird immer, wenn Leidvolles auftaucht, am Ende die Frage stehen: »Warum?« Diese Frage hat Jesus am Kreuz selbst gestellt: »Warum, mein Gott, hast Du mich verlassen?« Wir werden oft genug damit leben müssen, dass wir darauf keine Antwort finden, und auch der Himmel schweigt. Und doch glaube ich, dass es bei allem Widerwärtigen die beste aller mögli-

chen Welten ist. Was noch verbessert werden kann, liegt meist in unserer Hand. Würde sich die Menschheit bemühen, soviel Geld und Innovation in die Wohlfahrt der Völker zu stecken, wie darin, ganze Völker ins Verderben zu stürzen, wäre schon noch etwas Luft nach oben. Aber da sind wir wieder bei der Abwesenheit des Guten. Doch dafür kann Gott im Himmel wirklich nichts. Das ist unser eigenes Unvermögen, unsere eigene Kurzsichtigkeit. Einstein hat gesagt, es gebe zwei Dinge die unendlich seien: Die Dummheit der Menschen und das Universum. Bei letzterem sei er sich aber nicht sicher. ■

Michael Weiler
Pfarrvikar, ehem. Kaplan
im Seelsorgebereich



»Ich bin ja so ein armer Kerl«

Das zu sagen, ist nicht mein Ding

Michael Adomaitis (69, ledig, 2 erw. Kinder), war über 50 Jahre Mitglied der Johanniter, davon 23 Jahre hauptberuflich dort tätig. In dieser Zeit engagierte er sich maßgeblich im Aufbau der stationären und ambulanten Hospizarbeit, arbeitet seit seiner Frühberentung 2009 im Förderverein und in der Johannes-Hospiz Oberberg Stiftung. 1998 bekam er Nieren- und Lungenkrebs. Infolgedessen wurden ihm ein Lungenlappen und eine Niere entfernt. Ab 2008 mussten vielfach Tumore oder Rezidive in Niere, Blase, Achselhöhle, dem Herzen operiert und mit Chemotherapien nachbehandelt werden.

Warum stellen Sie sich den doch recht persönlichen Fragen zum Thema Leid?

Michael Adomaitis: Zwischen meiner Erkrankung mit 48 und heute liegt ein langer Zeitraum mit allen Höhen und Tiefen. Von Anfang an gehe ich damit ganz offen um. Das ist meine Art dagegen anzukämpfen. Die Frage »Wie geht's Dir?« höre ich mehrmals täglich, und ich werde alleine dadurch an meine Krankheit erinnert, ob ich sie gerade akut habe oder nicht. Die Menschen erwarten aus dem Mitgefühl heraus eine ehrliche Antwort, wofür ich auch sehr dankbar bin.

Wie ist Ihre aktuelle Situation?

Aufgrund neuer, noch nicht abschließend gekläarter Diagnosen ist meine Situation im Moment angespannt. Ich habe wahrscheinlich neue Rezidive. Leider wird die Situation der Angst, des Nicht-Wissens, der innerlichen Unruhe verlängert. Die Spezialgeräte zur Bildgebung sind so ausgelastet, dass ich mich bis nach meiner geplanten Fahrradtour gedulden muss. Ich habe erneut zwei Stents bekommen, da sich der Tumor teilweise in die Herzkranzgefäße reinfrisst und dadurch das Risiko eines Herzinfarktes besteht. Leider wurden weitere neue Erkenntnisse bekannt.

Der Arbeitstitel des aktuellen Heftes ist Leid. Wann wurde für Sie die an-

fängliche Krankheitsbelastung zum spürbaren Leid?

Leid habe ich immer wiederkehrend. Ich leide, wenn ich vor den Untersuchungen stehe. Ich habe drei unterschiedliche Krebserkrankungen, die nicht miteinander verwandt sind, sondern eigenständige Entwicklungen darstellen. Eine davon zieht bis heute Metastasierungen nach sich. Der größte Leidensdruck herrscht für mich vor einer CT- oder MRT-Untersuchung, bei der ich nicht weiß, welches Ergebnis herauskommt. Das ist regelmäßig mindestens ein- bis zweimal im Jahr. Diese Phase geht eine Woche vorher schon los bis dahin, wo ich im Gerät liege und danach das erste Ergebnis vom Radiologen bekomme. Das führt sich fort in die Woche danach bis zum Tag in der Onkologie, wo das nochmal anhand des Berichtes besprochen wird. Das sind Ängste, das ist Leid für mich. Aus weiteren Befunden entsteht weiteres Leid. Man überlegt: Wie geht es denn weiter? Körperlich schmerzendes Leid ist heute kein Thema mehr. Am Anfang musste ich nach Operationen noch sehr heftige Schmerzen erleiden. Dank der modernen Palliativmedizin habe ich heute nach operativen Eingriffen selten starke Schmerzen.

Wo sind Sie weltanschaulich verortet?

Ich bin Christ. Seinerzeit bin ich vom katholischen zum evangelischen Glauben

konvertiert, um bei den Johannitern in gewissen Ausschüssen und im diakonischen Palliativbereich auf Landesebene mitarbeiten zu können. Ich bin dankbar und glücklich, dass ich durch sie 50 Jahre lang die evangelische Kirche kennenlernen durfte.

Was meine christliche Überzeugung ausmacht, so hat Gott gerade in meiner Lage an bestimmten Stellen eine ganz wichtige Rolle gespielt. Gerade in immer neuen Diagnosen fühlte ich Hoffnung und Trost, fühlte, ich bin aufgehoben. Da hat mir mein Glaube geholfen.

Setzt Leid auch Potential frei?

Für mich ist das so! Als ich erkrankte, gab es für mich das Thema Hospiz überhaupt nicht. Aus meiner Erfahrung im Rettungsdienst kannte ich Leid, Sterben, den plötzlichen Unfalltod. Ein langer Leidensweg war mir eher fremd. Nach meinen OPs 1998 war für mich klar, ich musste was tun. Um mich herum im Krankenhaus starben Menschen allein, auf eine für mich nicht würdige Art. Mitpatienten wurden in andere Zimmer verlegt, wo sie dann verstarben. Das kann es nicht sein. Das war der Moment, wo ich beschloss, wenn Du hier aus dieser Nummer irgendwie rauskommst, dann wirst du dich engagieren. Das habe ich dem lieben Gott versprochen. Im Arbeitsalltag gerieten diese Vorsätze wieder ganz schnell in den Hintergrund.

Nachdem ich durch Zufall die Todesanzeige eines ehemaligen Mitpatienten gelesen hatte, begann ich ein Hospiz zu planen. Ich überzeugte meine Vorgesetzten und bin als Johanniter auf die Malteser zugegangen. Aus jahrelanger Arbeit einer Projektgruppe ist dann das Johannes-Hospiz entstanden, das erste Hospiz der Johanniter weltweit. Ich musste viele dicke Bretter bohren, aber ich habe die Kraft aus meiner Erkrankung herausgenommen. Der einsame Tod vieler Menschen war für mich ein Weckruf, an anderer Stelle etwas zu verändern. Denn Menschen brauchen Begleitung bis zur letzten Minute. Jeder ist in der Regel bei der Geburt nicht allein. Aber am Lebensende verzichtet man darauf? Das war für mich ein Widerspruch in sich.

Gibt es einen Unterschied zwischen Mitgefühl und Mitleid?

Mitleid erfahre ich fast täglich, wenn man mich nach meinem Befinden fragt. Jetzt aktuell antworte ich ehrlich, dass etwas im Kopf diagnostiziert wurde. Dann zeigen mir Menschen ihr Mitleid, weil sie wissen, das ist kein gutes Ergebnis. Dieses erschreckte Mitleid möchte ich eigentlich gar nicht. Lieber hätte ich eine Ermutigung wie: »Komm das schaffen wir!«, »Ich steh an deiner Seite!«, »Wenn irgendwas ist, ich bin bei Dir.« Es gibt in jedem Fall Menschen um mich herum, die da zu mir stehen.

Sie sind über Jahre aktiv und präsent. Woher nehmen Sie die Kraft?

Ich weiß es eigentlich nicht im Detail. Aus meiner Krankheit heraus habe ich versucht, etwas zu bewegen, und das will ich fortführen. Indem ich aus meinem Körper herausgehe, mich in der Hospizbewegung, Förderverein und Stiftung engagiere, mich parteipolitisch und für Fairen Handel in Wiehl einbringe, kämpfe ich gegen meine Krankheit. Ich kann im Moment noch was bewegen, und ich werde es auch in Zukunft noch können, davon bin ich fest überzeugt. Wenn der Moment kommt, dann kann ich zurückgucken und sagen: Du hast gekämpft bis zur letzten Sekunde, und du hast dabei

noch was bewegt. Deswegen zu Hause zu sitzen und zu sagen: »Ich bin ja schwer krank, ich bin ja ein armer Kerl« – Nee, das ist überhaupt nicht mein Ding.

Ich möchte mit meinem offenen Umgang auch Mut machen, da die Diagnose Krebs nicht immer direkt was mit Sterben und Tod zu tun hat. Viele, die mir nahe stehen, unterstützen mich im Kampf gegen das Böse im Körper, indem sie mir immer zur Seite stehen, wenn das Leid mal besonders groß ist.

Wie stehen sie zum Thema Suizid-Hilfe?

Den kommerziellen Suizid, Institutionen, die damit Geld verdienen, lehne ich ab. Aber er hat einen gewissen Platz im Leben von Menschen, die schwerst erkrankt sind. Die deutsche Gesetzgebung muss meinen engsten Ärzten gesetzliche Grundlagen an die Hand geben, um mir beim Suizid zu assistieren und dabei sein zu können. Trotzdem möchte ich den Menschen Mut machen, dass die heutige Medizin in der Lage ist, würdiges Leben bis zum Schluss zu gewährleisten. Ich persönlich möchte die individuelle Entscheidung treffen können. Ob ich dann davon Gebrauch mache, steht auf einem anderen Blatt. Ich würde mir wünschen, dass die Medizin mir zur Seite steht.

Für Sie ist ja der Gedanke an das Lebensende ständiger Begleiter mitten im Alltag. Verändert dies die Wahrnehmung von Leben, von Miteinander, von Gesundheit?

Ich betrachte das Miteinander in der Gesellschaft etwas anders. Eine kriegerische Auseinandersetzung ist für mich



Trotz – oder gerade wegen – seiner Krankheit ist Michael Adomaitis sehr aktiv.

niederträchtig und barbarisch. Das Leid und der Tod sind an der Stelle so sinnlos, und ich stelle fest, wie das Ausnutzen von Macht grausam und zerstörerisch wirken kann. Egal, woran ein Mensch stirbt, die Konsequenz bleibt die gleiche. Wer gegangen ist, hätte vielleicht noch gern leben wollen. Deshalb wertschätze ich mein Umfeld heute mehr, als ich es schon immer getan habe. Ich bin gern unter Freunden, nehme gern an gemeinsamen Aktivitäten teil, bin gern in der Natur und möchte das Leben genießen. Ich weiß, der Tod ist für uns alle gleich. Aber bis es soweit ist, möchte ich mit Menschen zusammen sein, sie wertschätzen und mich mit ihnen austauschen. Ich will nicht sagen, ich habe Angst vor dem Tod – nein überhaupt nicht. Aber solange ich einen Menschen in den Arm nehmen und ihn liebevoll behandeln kann, tue ich das. ■

**Das Interview führte
Ute Sommer**



»Allein zu leben gilt in der Kirche immer noch als Mangel«

Theologe Thomas Laubach zum defizitären Umgang der Kirche mit Singles

Seit Jahren steigt die Zahl der Singles in Deutschland, vor allem in Großstädten leben immer mehr Menschen allein. Für die katholische Kirche ist das eine besondere theologische und pastorale Herausforderung, schließlich widersprechen Singles mit ihrer Lebensweise dem kirchlichen Ideal von Ehe und Familie. Im katholisch.de-Interview spricht der Bamberger Theologe Thomas Laubach über den ebenso kritischen wie defizitären Blick der Kirche und des Lehramts auf alleinlebende Menschen.

Außerdem erläutert er, was die Kirche tun muss, um auch Singles stärker eine Heimat zu bieten. Dabei beruft er sich auch auf das »beste und größte Single-Vorbild für Christen«: Jesus Christus.

Professor Laubach, laut Untersuchungen nimmt die Zahl der Singles in Deutschland seit Jahren zu. Vor allem in Großstädten leben immer mehr Menschen – freiwillig oder unfreiwillig – allein. Die katholische Kirche hat diese wachsende Gruppe bislang aber kaum im Blick. Oder täuscht dieser Eindruck?

Thomas Laubach: Nein, dieser Eindruck täuscht nicht. Zwar gibt es in einzelnen Bistümern inzwischen durchaus pastorale Angebote für Singles. Das ist aber immer noch die Ausnahme. Insgesamt hat die Kirche Singles als eigenständige und wachsende gesellschaftliche Gruppe tatsächlich nicht im Blick.

Warum ist das so?

Das hängt natürlich ganz wesentlich mit der katholischen Auffassung von der Komplementarität der Geschlechter und dem darauf aufbauenden Verständnis von Ehe und Familie als Keimzellen der Gesellschaft zusammen. Aus Sicht der Kirche sind Mann und Frau zu einem Miteinander berufen, und das idealerweise in der

Ehe, die auf Dauer angelegt und grundsätzlich offen für die Weitergabe des Lebens ist. Die familiäre Gemeinschaft ist für die Kirche das Ideal – und dem entsprechen Singles mit ihrer Lebensweise nun mal nicht. Die Vorstellung, dass Menschen bewusst oder schicksalhaft allein leben, gibt es in der Kirche eigentlich nicht. Im Gegenteil: Wer allein lebt, gerät im kirchlichen Kontext mitunter in Verdacht, sich gegen die Norm zu stellen.

Was sagt denn das kirchliche Lehramt zu Singles? Oder finden die in lehramtlichen Dokumenten gar nicht statt?

Grundsätzlich tauchen Singles in den lehramtlichen Dokumenten eigentlich nur am Rande auf – und dann meist in einem negativen Kontext. Nehmen Sie etwa das »Instrumentum laboris« zur Bischofssynode 2014. Das stellte fest, dass es besonders in Europa und Nordamerika eine rasch wachsende Zahl ehelicher Gemeinschaften gibt, »die nicht offen sind für die Weitergabe des Lebens, sowie von Einzelnen, die ihr Leben als Singles organisieren«. In einer Reihe mit Beziehungen, die keine Nachkommen haben wollen, wird das Leben von Singles hier als ein Dasein dargestellt, dem etwas fehlt. Auffällig ist zudem, dass Singles lehramtlich vor allem als getrenntlebende oder geschiedene Eheleute wahrgenommen werden oder als Objekt karitativer Zuwendung vorkommen. So forderte Papst Johannes Paul II. 1981 in seinem Schreiben »Familiaris consortio«, dass die christliche Familie in besonderer Weise ein Herz haben müsse für die Alleinstehenden.

Was schließen Sie aus diesen Beispielen?

Sie zeigen, dass die Lebensform alleinstehender Menschen vom Lehramt in aller Regel nicht als eigenständige und zu würdigende Lebensweise betrachtet wird. Allein zu leben, das gilt in der Kirche immer noch als Mangel. Dass die lehramtlichen Texte damit der konkreten Lebensführung vieler Singles nicht gerecht werden, die mit ihrem Leben durchaus zufrieden sind und sich zum Teil auch bewusst dafür entschieden haben, kommt nicht in den Blick.

Passen Kirche und Singles also eigentlich gar nicht zusammen?

Nein, so pauschal würde ich das nicht sagen. Schöpfungstheologisch ist zwar vor allem der Satz tradiert worden, dass es für den Menschen nicht gut sei, allein zu bleiben. Doch von Ehe und Familie ist in der Schöpfungsgeschichte nicht die Rede. Im Gegenteil: Gott hat Frau und Mann als komplette Personen geschaffen. Sie sind also auch als Einzelne Menschen mit voller Würde – und nicht erst, wenn sie in einer Partnerschaft leben und Kinder in die Welt setzen. Diese Erkenntnis muss theologisch und pastoral viel stärker nachvollzogen werden.

Wie meinen Sie das?

Wenn die sakramentale Ehe als Verbindung von Frau und Mann mit dem Ziel der Nachkommenschaft das alleinige Ideal christlichen Lebens bleibt, wird sich an der Heimatlosigkeit von Singles im Raum der Kirche nur wenig ändern. Hilfreich wäre deshalb eine Sichtweise, die weniger an den äußeren Strukturen der Lebensform hängt und stärker die inneren Kriterien der individuellen Lebensführung wahrnimmt. Eine solche Sichtweise und darauf aufbauende pastorale Angebote könnten Alleinstehenden helfen, sich in der Kirche willkommen, erwünscht und begleitet zu fühlen.

Was heißt das konkret?

Ein Beispiel: Das zentrale Lebensthema vieler Singles ist es, ein tragfähiges soziales Netzwerk aufzubauen. Singles besitzen als Alleinlebende oftmals nur eingeschränkt die Möglichkeit, in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld über ihren Alltag zu sprechen, Sorgen und Freuden, Erfolge und Niederlagen mit anderen zu teilen. Deshalb sind soziale Netzwerke für sie so wichtig und von hoher emotionaler Bedeutung. Kirche kann hier einen Ort bieten, an dem sich solche Netzwerke etablieren, gerade weil es in Gemeinden oftmals leicht ist, persönlichen Kontakt herzustellen.

Sollte sich die Kirche für ihren Umgang mit Singles das Beispiel Jesu vor Augen führen, der ja ebenfalls alleinstehend war?

Jesus ist sicher auch hier ein gutes Vorbild. Die evangelische Theologin

Astrid Eichler hat ihn einmal als das »beste und größte Single-Vorbild für Christen« bezeichnet – sicher eine ungewohnte, aber doch keine falsche Perspektive. Jesus war zeit seines Lebens ungebunden. Er kannte das Alleinsein und suchte es sogar: in der Wüste, im Gebet, im Rückzug. Dennoch stand Jesus auch in vielfältigen Beziehungen – zu seiner Familie, zu seinen Anhängern, zu seinen Gegnern. Er suchte Kontakt, lud sich ein, aß und trank bei und mit anderen. Die Lebensform Jesu kann also durchaus als Anknüpfungspunkt für eine Theologie und eine Pastoral für Singles dienen.



Professor Thomas Laubach im Interview

Kann die Kirche auch selbst etwas von den Singles und ihrer Lebensweise lernen?

Ganz sicher. An einer Gruppe wie den Singles zeigt sich, ob die Kirche die Zeichen der Zeit erkennt und bereit ist, allen Menschen – unabhängig von ihrer Lebensweise – die Frohe Botschaft zu verkünden. Singles bieten der Kirche die Chance, dass sie glaubhaft machen kann, dass jeder in ihr einen Platz finden kann – nicht nur Familien, Kranke, Alte und Junge, sondern eben auch Menschen, die alleinstehen. Das aber fordert einen neuen Umgang mit vielen kirchlichen Selbstverständlichkeiten. Wie sieht etwa Weihnachten in der Gemeinde aus, wenn nicht allein das Familiäre im Mittelpunkt steht? Wie lassen sich Kreise und Netzwerke etablieren, in denen Alleinstehende einen Stand haben? Wo kommen typische Single-Themen wie Identität, Lebensführung, Einsamkeit oder Freundschaft in der konkreten Pastoral vor? Die Kirche sollte auf diese und ähnliche Fragen Antworten finden. ■

**Das Interview führte
Steffen Zimmermann**

Wie Religionen mit Leid umgehen

Wer glaubt, leidet nicht weniger, aber vielleicht anders. Alle Religionen zeigen Wege, mit Schmerz, Verlust und Tod umzugehen. Wie Menschen das im Leben unvermeidliche Leid wahrnehmen, hängt entscheidend von ihren Überzeugungen ab und diese sind noch immer geprägt von der jeweiligen Religion.

Buddhismus

Buddhisten stehen in ihrer eigenen Verantwortung. Sie kennen keinen Erlöser. Sie sind der Ansicht, dass sie sich durch Gedanken, Worte und Handeln ihre Gegenwart schaffen und damit die Voraussetzungen für die Zukunft.

Der Buddhismus ist ganz lebensnah, wenn es um das Leid geht und erkennt einfach an, dass es zum Leben gehört. Die drei Wahrheiten im Buddhismus

»Klage über das Leid ist eine Angewohnheit, die nicht hilft.«

lauten: 1. Es gibt Leiden. Das Leben tut weh. 2. Es gibt Gründe dafür, dass das Leben weh tut und 3. Es ist möglich, Leiden zu vermindern oder aufzulösen. Die vielfältigen Bedingungen des Lebens bringen es hervor. Der Mensch aber kann wählen, ob er eine unbestreitbare Not durch Jammern noch verstärkt oder in Gelassenheit eher vorüberziehen lässt. Die Klage über das Leid ist für Buddhisten eine Angewohnheit, die nicht hilft. So ist es die lebenslange, schwierige Aufgabe der Buddhisten, zu lernen mit Gelassenheit und durch Meditation mit dem unvermeidlichen Leid umgehen zu können.

Judentum

Es gibt eigentlich keine klare Antwort im Judentum auf das Leid. In den biblischen Schriften finden sich verschiedene Antworten auf den Sinn des Leides: Leiden ist Gottes Strafe der Sünden wegen, ist Chance zu Läuterung und Buße, ist Prüfung, versteht sich auch als stellvertretendes Leiden, ist Glaubenszeugnis ...

Im Judentum wird das Leid als Folge menschlichen Verhaltens angesehen. Die Ursache ist also nicht bei Gott zu suchen, sondern liegt eindeutig bei den Menschen. Das Leiden ist nicht wegen Gott, sondern Gott zum Trotz geschehen. Der gläubige Mensch weiß, dass er auch im Leid Gott dankt oder klagen darf wie z. B. in den Psalmen. So erfährt er Gottes Nähe und Hilfe. Deshalb bringt jedes Leiden den Menschen im Leben ein Stück weiter.

Seit dem Holocaust ist die Theodizee-Frage drängender denn je – nicht nur für das Judentum. Die verschiedenen innerjüdischen Antworten darauf entsprechen zugleich den Grundformen heutiger jüdischer Identität.

Eliezer Berkovits (Rabbiner und Religionsphilosoph, 1908-1992) hält das Ausmaß der Shoa für einmalig, aber der Kern des Problems bleibt gleich, ob nun ein Jude oder sechs Mio. ermordet wurden. Gott hat sein Antlitz verborgen und eine Generation für deren Sünden bestraft (vgl. Jes 54,8). Verborg Gott sein Antlitz in der Shoa, so war die Gründung des Staates Israel ein Lächeln auf diesem.

Emil Fackenheim (dt. Philosoph und Rabbiner, 1916-2003) hingegen lehnt die Schuld der Opfer ab. Er vertritt die Haltung, dass Gott auch hier zu den Ju-

den gesprochen hat. Er bezieht sich auf ein enorm wichtiges Element jüdischer Religiosität, der anderen Religionen fremd ist: Dem Kampf, der Auseinandersetzung mit dem schweigenden Gott. In dieser »Rebellion« gegen Gott wendet sich der Jude nicht von seinem Gott ab, sondern sich ihm vielmehr zu.



Für Richard L. Rubenstein (us.-amerik. Rabbiner, Theologe und Publizist, 1924-2021) ist Gott angesichts der Shoa tot. Damit vertritt er keineswegs eine atheistische Haltung, sondern eher die Konstruktion einer säkularisierten jüdischen Religion. Für ihn steigt somit die Bedeutung der religiösen Gemeinde mit ihren Sitten und Bräuchen, um dem Leben Richtung, Halt und Sinn zu geben.

Islam

Für gläubige Muslime stellt sich die Theodizee-Frage nicht. Sie zweifeln die Allmächtigkeit Allahs nicht an und glauben, die Größe ihres Gottes nicht fassen zu können. Aber auch hier ist

Leid Prüfung, Strafe oder das noch nicht erkannte Gute.

Ihr Glaubensgrundsatz: Gott wird niemandem etwas aufbürden an Leid und Glück, was er nicht tragen kann. Menschen sind

»Ein Leid, das sie nicht tragen könnten, geschieht ihnen gar nicht.«

nach islamischer Vorstellung also in der Lage, das Leid zu ertragen, das ihnen widerfährt. Denn ein Leid, das sie nicht tragen könnten, geschieht ihnen gar nicht. Sie haben ein Instru-

ment, damit umzugehen: Geduld.

»Sabar« – Geduld – ist im Islam dynamisch verstanden: Nicht das reine Aushalten und Über-sich-ergehen-lassen ist gemeint, sondern die Geduld aufzubringen, das Leid mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu mildern, zu beseitigen.

Wie auch in allen anderen Religionen glauben Muslime, dass der Mensch wächst, wenn er Leid durchgestanden und überwunden hat. Eine weitere wichtige Überzeugung des Islams: Das Leid des Lebens wird im Jenseits ausgeglichen. Niemand leidet also umsonst. ■

Marika Borschbach

Seit dem Holocaust ist die Theodizee-Frage drängender denn je.



Wetten, dass ...?

Es gibt ein Buch in der Heiligen Schrift, bei dem es sehr verwunderlich erscheint, es als »heilig« zu bezeichnen. Es ist das Buch Hiob. In 42 Kapiteln wird das Schicksal dieses Mannes ausgebreitet, und am Ende steht ein Happy End. Mein Text ist eine Einladung, in meditativer Art und Weise den Gedanken zu folgen. Auf dieser Entdeckungsreise können eigene Gedanken miteinfließen, Bekanntes neu entdeckt werden oder sich vielleicht auch Widerstand regen. Egal – sich mit diesem biblischen Buch zu beschäftigen, kann aus intellektueller und/oder auch aus geistlicher Sicht ein Gewinn sein.

Da ist also Hiob aus Uz, der in den schillerndsten Farben als ein sehr gottesfürchtiger Mann dargestellt wird, und deshalb geht es ihm in jeder Hinsicht gut. Er ist mit Kindern reich gesegnet, verfügt über einen weiten Besitz, und seine Herden sind zahlreich. Der Arme ahnt noch gar nicht, was auf ihn zukommt.

Die Gottessöhne kommen zu Gott. Höre ich da richtig? Gottessöhne? Wie kann es aus jüdischer Sicht Gottessöhne geben? Was sind das für Gestalten? Wie heißen sie? Auf diese Fragen gibt uns das erste Kapitel nur spärliche Antworten, denn lediglich von einem wird der Name genannt: Satan. Ja, der ist nur zu gut bekannt: Die Personifikation des Bösen; eine furchterregende Gestalt, die keinen Platz lässt für Erbarmen oder Trost.

Aber hier plaudert Gott mit Satan in vertraulicher Rede. Gott fragt ihn, woher er komme, und Satan erzählt ihm, dass er die Welt durchstreift habe. Gott fragt, ob ihm sein Knecht Hiob aufgefallen sei, der so tadellos lebt, wie kein anderer. Man spürt hier zwischen den Zeilen,

wie stolz Gott auf Hiob ist. Es entsteht der Eindruck, dass man dem Gespräch von zwei alten Bekannten lauscht, von dem einer mit seinen Kindern angibt: »Ja, das ist mein Hiob! So einen findest du nicht wieder. Großartig wie der sein Leben meistert und dabei immer noch an seinen alten Gott denkt! Was für ein toller Kerl!« Satan wirkt genervt und möchte Gott, der Hiob mit einer rosaroten Brille betrachtet, die Augen öffnen. Hiob, so Satan, sei nur deshalb so, weil Gott ihm Reichtum und Wohlergehen schenke. Das Blatt würde sich wenden, wenn es Hiob schlecht ging. Gott fühlt sich pikiert. Ja, das wolle er nicht auf sich sitzen lassen. Das würde ja bedeuten, dass er nur deshalb verehrt würde, weil

**»Gott zockt. Gott spielt.
Nur um zu beweisen, dass
er recht hat.«**

er seinen Verehrern Wohlstand bringe. Gott fühlt sich in seiner Ehre gekränkt. Na, das wollen wir aber mal sehen, ob das stimmt. Satan zeige ich es. Hiob ist über jeden Zweifel erhaben. Es kommt noch dicker: Gott geht mit Satan eine Wette ein. Höre ich da richtig? Gott zockt. Gott spielt. Nur um zu beweisen, dass er recht hat. Ist das zu glauben? Das Leben des Hiob als Spielplatz der Eitelkeiten zwischen Gott und Satan! Ungeheuerlich!

Aber ist es nicht sehr menschlich in Zeiten von Not das Gefühl zu haben, keinen Einfluss auf die Ereignisse nehmen zu können. Das Gefühl von Ohn-Macht zu haben? Das Gefühl, dass eine unbekannte Macht mein Leben lenkt und dass ich nur die Marionette in meinem

eigenen Trauerspiel bin? Noch geht es mir gut, aber vielleicht braut sich da schon etwas zusammen. Dieses beklemmende Angstgefühl gehört mit zu den Grunderfahrungen des Menschen.

Wahrscheinlich liegt hier eine Quelle unserer Religiosität. Das Buch Hiob als Urkunde meiner Religiosität. Was treibt mich um? Was macht mir Angst? Wo finde ich Halt und Zuflucht? Oder ist es so, wie der Philosoph Friedrich Nietzsche es einmal ausgedrückt: nur der »kalte Hauch des Universums« der uns ins Gesicht weht? Das Nichts, das wir mit »irgendwas« auffüllen möchten? Ist Hiob ein Buch, das viel mehr Fragen aufwirft, als Antworten gibt? Kann ich das heute noch ernst nehmen, wenn es nur um eine Wette geht?

Das ganze Ensemble wirkt wie der Beginn eines Märchens. Bei genauer Betrachtung ist es das auch: Ein altorientalisches Märchen, das man sich nachts an den Lagerfeuern erzählt. Märchen zu erzählen, tut gut. Märchen sind wie eine wärmende Decke in der kalten Nacht. Sie geben Hoffnung. Sie machen Mut. Wir können in Gedanken Großartiges vollbringen. Wir sind auf der Seite der Guten und wollen, dass es gut endet. Die Welt ist klar geordnet: hier die Guten, da die Bösen. Das ist bei Hiob nicht anders. Gott ist gut und Satan ist böse. Da ist klar, auf wessen Seite der Zuhörer ist. Satan ist dann auch schuld, wenn es dem Hiob dreckig geht. Ihm wird alles genommen: zuerst alles Materielle, dann auch noch seine Kinder. Wie grausam ist das denn?

An dieser Stelle wird Hiob als Paradebeispiel genommen für die Frage, warum Gott dieses ungerechtfertigte Leid (als ob es gerechtfertigtes Leid geben könnte) zulassen kann. Seit dem



Hiob – Sinnbild für Leid und Schmerz
(Skulptur auf dem Frankfurter Hauptfriedhof)

17. Jh. beschäftigt sich die Theologie mit diesem »Theodizee-Problem«. Bisher ohne durchdringenden Erfolg. Wenn Menschen leiden müssen, wie jetzt im Krieg in der Ukraine und auf den vielen Schlachtfeldern dieser Erde, dann erregt das zu Recht unser Mitgefühl. Wenn wir leidende Kinder sehen, kommen wir an die Grenzen des Vorstellbaren. Sehen wir die Bilder aus Auschwitz, so sind es doch die Berge von Kinderschuhen und Spielzeug, die in besonderer Weise berühren.

Hiob verliert alle seine Kinder. Was

für ein Schmerz! Seine Antwort ist Schweigen. Das Schweigen als Antwort auf Leid? Das Verstummen im wahrsten Sinne des Wortes als letzter Ausweg. Die Wortlosigkeit und die Stille als einziger Zufluchtsort. Stille schafft Raum. Raum, der not-wendig ist, weil nur so Not gewendet werden kann. Schweigen auch für den, der bei dem Menschen ist, der leidet: am Krankenbett in unseren Krankenhäusern, am Sterbebett in unseren Hospizen und Altenheimen. Schweigen am Küchentisch, wenn Notfallseelsorger*innen eine Todesnach-

richt überbringen müssen. Schweigen und Stille als Raumgeber für Trauer. Wie können aus der Stille wieder Töne erwachsen? Wie können aus dem Schweigen heraus, Worte geformt werden, die Leben ermöglichen?

Die Freunde Hiobs sind da keine guten Beispiele. Diese Theologen und Dogmatiker wollen ihm klarmachen, dass die Schuld bei ihm liege und er das aus lauter Eitelkeit nicht sehen könne.

»Schweigen als Antwort auf Leid?«

Habe ich solche Freunde? Freunde, die immer alles besser wissen und noch besser erklären können? Bin ich selbst einer dieser Freunde? Gebe ich Ratschläge, die keiner hören will? Bin ich auch schon so festgefahren, dass ich immer eine Antwort parat habe?

Das Thema des Buches Hiob ist also gar nicht, wie Gott in seiner Allmacht ungerechtfertigtes Leid zulassen könne, sondern in welchem Verhältnis wir zu Gott stehen, wenn es uns nicht gut geht. Verehren wir nur unseren eigenen Wohlstandsgott? Wie sieht es aus, wenn wir unsere »Komfortzone« verlassen müssen? Die Frage, ob Gott Leid zulässt oder nicht, ist zweifelsohne eine wichtige. Aber wichtiger ist doch, ob wir Menschen im Leid beistehen und welche Hoffnung uns selbst erfüllt damit wir solche Zeiten erdulden können – nicht im Sinne einer althergebrachten Opfergesinnung, sondern so wie Christus uns es vorgelebt hat: als unerschütterliches Festhalten an eine Hoffnung, die nicht zugrunde gehen lässt. Auch das ist Hiobs Antwort. ■

Hans Wilhelm Schmitz
ehemaliger Diakon im
Seelsorgebereich



Trauernde Eltern und das Leid

Ich stehe im Krankenhaus am Intensivbett meiner Tochter Kimi. Sie ist 16 Jahre alt. Sie ist im Koma, ist intubiert, hat einen Blasenkatheter, ist mit vielen Schläuchen für Infusionen versehen, ihr Kopf ist verbunden, der Schädel darunter wurde entdeckelt, um das Gehirn vom Druck zu entlasten. Sie hatte vor 7 Stunden eine massive Gehirnblutung. Bis dahin war unser Leben ganz gewöhnlich – jetzt ist ihr Leben in Gefahr und meines und das meiner Familie steht Kopf.

Man sagt, wenn die Eltern sterben, dann geht ein Teil der Vergangenheit. Wenn ein Partner stirbt, dann geht mit ihm ein Stück Gegenwart. Wenn uns ein Kind stirbt, dann verlieren wir die Zukunft. Kinder werden uns anvertraut. Sie wachsen unter unserem Herzen heran, wir gebären sie, begleiten sie bei ihren ersten Schritten und in ihre Selbstständigkeit hinein und entlassen sie dann in ihr eigenes Leben. Das ist Lebensaufgabe von Eltern. Sterben Kinder vor ihren Eltern, dann darf das erstmal in unseren Köpfen und Herzen einfach nicht sein. Das ist nicht die richtige Reihenfolge. Das ist schwer zu begreifen. Warum hat Gott mir das angetan? Wie kann Gott es zulassen, dass ich solche Schmerzen erleiden muss? Was habe ich verbrochen?

Seit vielen Jahren begleite ich trauernde Eltern in Einzelbegleitungen und in der Selbsthilfegruppe. Die Frage nach dem Glauben, seiner Rolle und seiner Kraft ist dabei eine wichtige. Die Spannweite in der Haltung dazu ist gleichermaßen diametral entgegengesetzt wie facettenreich und individuell. Wir können viel daraus lernen. Eltern, die sich als vorher gläubig bezeichneten, verlieren ihren Glauben augenblicklich. Wo war Gott denn, als die Tochter auf der glatten Fahrbahn mit dem Auto verunglückte und am Unfallort starb. Warum verhinderte er das nicht? Warum straft er mich? Nein – es gibt keinen Gott. Andere Eltern, deren Sohn noch im Krankenhaus geheiratet hatte und eine Woche darauf an seinem Gehirntumor



verstarb, sind so verletzt, dass auch zwei Jahre nach dem Tod des Kindes in ihren Herzen und der Seele nur Platz für den Schmerz ist. Der wohlgemeinte Kommentar anderer trauernder Eltern, dass es ihrem Sohn, dort, wo er jetzt ist, gut geht, löst nur unbändige Wut aus. »Das könnt ihr gar nicht wissen.« Es ist nicht einmal eine Auseinandersetzung mit dem Glauben möglich.

Ich selber stehe am Bett meiner Tochter und spüre plötzlich, dass »jemand« neben mir steht. Ich lege alles in seine Hand und sage: »Was auch immer kommen mag, hilf mir es zu tragen.« Das Geschehen, das folgen wird, liegt nicht mehr in meiner Hand. Es ist eine tiefe Gotteserfahrung, und ich habe vorher selber nicht gewusst, welch tiefes Gottvertrauen ich besitze.

In einer solch schwierigen Lebenssituation kann der Glaube einerseits den Schmerz verstärken oder lindern helfen. Andererseits lässt die Erfahrung der Trauerwirklichkeit bei manchen Eltern den Glauben wachsen, anderen nimmt sie den Glauben oder sie legt ihn auf Eis. So ist das. Trauer, die auf schweres Leid folgt, ist ein höchst individueller Prozess und Weg. Auf diesem Weg steht der Glaube auf dem Prüfstand und mit ihm unsere bisherige Einstellung zum Leben und Sterben, sofern wir dazu überhaupt eine

»Wenn uns ein Kind stirbt, dann verlieren wir die Zukunft.«

Haltung hatten. Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Welche Vorstellung haben wir vom Kreislauf des Lebens? Welche Rolle spielt unser Glauben dabei? Was sagt unser Glaube dazu? Ist Gott derjenige, der uns das Leid geschickt hat?

In der Trauer geht es ja zunächst ums eigene Überleben. Die Bewältigung des normalen Alltags ist am Anfang des Trauerweges eine riesige Herausforderung. Es geht weiter darum, den Tod des Kindes mit dem Herzen zu verstehen; darum, einen neuen Alltag zu gestalten und leben zu lernen; darum, dem Kind seinen neuen Platz im Herzen zuzuweisen. Und darü-

ber hinaus geht es darum, den Tod des Kindes in das eigene Welt-, Glaubens- und Gottesbild einzubinden und dieses dabei zu verändern, wenn es nötig ist und wie es nötig ist.

Trauernde Menschen auf diesem Weg zu begleiten, erfordert Mitgefühl, Offenheit, Toleranz und viel Geduld. Mit einem Augenzwinkern darf ich das so sagen: »Die Menschen um mich herum hatten es nicht immer leicht mit mir und meiner Trauer.« Die Art und Weise des Trauerns gleicht dem Ausschlag eines

»Trauer braucht Menschen, die es mit einem aushalten.«

Pendels, das zwischen Neuorganisation des Lebens und Auseinandersetzung mit dem Verlust hin und her pendelt und ständig in dieser Bewegung ist. Was heute so ist, ist morgen ganz anders. Die Ausschläge können gerade am Anfang des Weges sehr heftig sein.

Trauernde empfinden es als sehr hilfreich, wenn die Menschen um sie herum auf sie zukommen und mit ihnen reden. »Ich weiß gar nicht was ich sagen soll«, ist dabei ehrlich und zeigt viel Mitgefühl. Über den Verlust reden zu können, unterstützt den Prozess des Verarbeitens. Trauer braucht vor allem Zeit und Menschen, die es mit einem aushalten. Das ist zugleich wenig und sehr viel; es ist einfach und ausgesprochen schwierig. Wenn wir es mit den Trauernden aushalten, unterstützen wir sie in ihrer Aufgabe, ihre Trauer auszuhalten, weil wir uns neben sie setzen. Das ist ja auch das Wesen der Empathie – mit unserem Gegenüber mitzufühlen. Gott hält uns auch aus. Er nimmt uns so wie wir sind. Wir sind eben Menschen, unvollkommen und individuell. Wenn wir es zulassen, trägt er unser Leid mit uns. Darin kann er uns ein gutes Vorbild sein und wir können es im Umgang mit Trauernden ruhig mal ausprobieren. Und wenn Sie von einem trauernden Menschen mal abgewiesen werden, geben Sie nicht auf. Vielleicht hat er gerade keinen guten Tag. Gott hat bis jetzt auch

noch nicht aufgegeben.

Aus meiner Sicht hilft es sehr, sich mit dem Thema Gott und Leid und der Beziehung zueinander auseinanderzusetzen und eine positive Haltung dazu zu entwickeln – gemäß den »Spuren im Sand«: Als Gott mich trug, da war plötzlich nur noch eine, statt bisher zwei Fußspuren, im Sand zu sehen. Wenn wir Gott als strafenden und Schmerz verursachenden Gott sehen, ist der Weg steiniger und schwieriger, so erlebe ich das. Und gerade diese trauernden Eltern brauchen uns Mitmenschen umso mehr.

Mit unzähligen Stunden an ihrem Krankenbett begleiteten ich und meine Familie Kimi auf ihrem Weg. Ich vertraute darauf, dass Gott und sie selber eine weise Entscheidung treffen würden. Das flüsterte ich ihr ganz oft in ihr Ohr, wenn ich ihren Kopf streichelte. »Wenn Du kämpfen und leben willst, dann kämpfe. Wir unterstützen dich. Doch wenn es Zeit ist für Dich zu gehen, dann geh. Es ist Dein Weg. Wir werden das schaffen. Mach Dir keine Sorgen.« Nach 40 Tagen entschied sie zusammen mit ihrem Schöpfer, dass es Zeit ist zu gehen. Auf ihre Trauerkarte haben wir geschrieben: »Das Leben ist eine Reise, die heimwärts führt.« Wir wissen, sie ist gut aufgehoben, es geht ihr gut und wir sehen sie wieder. ■

Christa Meuter
Gemeindemitglied Wiehl



Sehr lesenswerte »Tipps im Umgang mit Trauernden« finden Sie auch in *ChrismonPlus* 6/2022: <https://kurzelinks.de/cwzb>





In der Pandemie fanden Aufklärung und Betreuung nur marginal statt – dafür blieb keine Zeit!

Trotz allem

Stefanie Hombach über das Leid im und mit dem Gesundheitswesen

Frau Hombach, Sie arbeiten seit 37 Jahren als Krankenschwester, seit 1990 auf Intensivstationen verschiedener Krankenhäuser. 2001-2003 absolvierten Sie eine Fachweiterbildung zur staatlich anerkannten Krankenschwester für Intensivmedizin und Anästhesie. Seit 2021 leben Sie wieder in Ihrer Heimatstadt Waldbröl und arbeiten im Klinikum Oberberg/Standort Waldbröl.

Welche persönlichen Erfahrungen und Eindrücke haben Sie in diesen Jahren in der Sorge um Schwerkranke gesammelt?

Die Arbeit auf einer Intensiv-Pflege-Station ergibt sich schon aus dem Wort: Intensiv pflegen! Das ist sehr anspruchs-

voll und sehr abwechslungsreich. Hier in Waldbröl werden auf der Intensivstation ausschließlich Erwachsene gepflegt und versorgt. Die Patient*innen haben unterschiedliche Krankheitsbilder; auf einen jeden muss ich mich entsprechend dem Krankheitsbild neu einstellen.

Für lebenserhaltende Maßnahmen und Behandlungsprozesse setzen wir vielfältige Geräte ein, die unsere Arbeit durchaus erleichtern. Aber wir müssen die Patient*innen und die Maschinen, an die sie angeschlossen sind, stets im Blick behalten und be-

fähig sein, bei Veränderungen schnell und richtig zu handeln. Das erfordert ein hohes Maß andauernder Aufmerksamkeit. Die Patient*innen kommen aus verschiedenen Kulturkreisen und Gesellschaftsschichten; wir Krankenpfleger*innen müssen uns auch darauf einstellen.

Zu dieser Arbeit kommen die eigene fachliche Fort- und Weiterbildung, die Anleitung von Pflege-Schüler*innen und Fachweiterbildungsteilnehmer*innen und die Einarbeitung neuer Mitarbeiter*innen.

Angehörige der Patienten haben oft viele Fragen und Wünsche. Wie wirkt sich das auf Ihre Arbeit aus?

Menschen, die meist unvermittelt aus ihrem Umfeld und Alltag gerissen werden, zeigen ganz unterschiedliche Verhaltensmuster. Gerade für Ältere ist die psychische Belastung groß, was sich häufig in Verwirrheitszuständen äußert, welche besonders für Angehörige schwer zu ertragen sind. Hier öffnet sich ein weiteres Betätigungsfeld, nämlich das der Angehörigenbetreuung. Als Bindeglied zwischen den medizinischen und pflegerischen Belangen sind wir wahlweise Blitzableiter, Tröster, Motivator, ... – eben Ansprechpartner.

Zeit für solche Gespräche zu finden, ist hierbei für uns die größte Herausforderung. Wir werden hin- und hergerissen zwischen dem Arbeitsaufwand und -umfang einerseits und persönlicher Betreuung, sozial und emphatisch andererseits: Das zehrt an Körper und Geist.

Was hat sich für Sie und Ihre Kolleg*innen seit und durch Corona verändert?

Durch das Coronavirus wurde die ohnehin schon angespannte Personaldecke noch mehr belastet und entwickelte sich zur Notlage: Patient*innen hatten keine Möglichkeit mehr, mit ihren Angehörigen in persönlichen Kontakt zu treten und umgekehrt. Hier war von uns zusätzlicher Einsatz gefordert, um die Vereinsamung der Patient*innen

wenigstens ein wenig abzufangen.

2020 habe ich ab März/April den Beginn der Covid-Epidemie und die schnelle Ausbreitung dieses Virus hautnah begleitet, da wir als chirurgisches Team eine reine 20 Betten Covid-Intensiv-Station eröffnet haben. Patient*innen wurden aufgenommen, die gesundheitliche Situation verschlechterte sich oft binnen Minuten, sie wurden für eine künstliche Beatmung aufgeklärt, intubiert, beatmet, oft ohne Erfolg. Meist verstarb mindestens ein Patient*in in einer Acht-Stunden-Schicht. Patientenbezogene Gespräche, Aufklärung, Betreuung durch das Pflegepersonal fanden kaum mehr oder nur marginal statt, da dafür keine Zeit blieb!

Besuch von Angehörigen, Sterbebegleitung, Abschiednehmen gab es nicht mehr, da dies wegen der Infektionsgefahr nicht erlaubt war. Wenn überhaupt, fanden Kontakte der Patient*innen mit Angehörigen allenfalls in kurzen Telefongesprächen statt. Die Angehörigen konnten sich Informationen zum Gesundheitszustand der Familienmitglieder ebenfalls nur telefonisch bei den behandelnden Ärzten einholen. Dies war für alle Beteiligten eine sehr belastende Situation und ein Worst Case für soziales Miteinander und Empathie.

Was davon belastet Sie persönlich besonders und wie gehen Sie damit um?

Bei vielen Kolleg*innen ist es wohl der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Sie haben resigniert und sich aus der Pflege zurückgezogen, den Pflegeberuf an den Nagel gehängt. Alle Bemühungen, auch von Seiten der Politik, waren solche Tropfen auf den »heißen Stein«, Phrasen, die der Pflege in ihrer Not bisher nicht geholfen haben. Personalnot, Pflegenotstand, Fachkräftemangel sind Begrifflichkeiten, die mich in zunehmendem Maß seit meiner Ausbildung begleiten – leider!

Ich persönlich lade meine Energiereserven durch Sport, z. B. Walking mit den Nutscheidrunners und durch Gesund-

heitsmodule im Haus der Gesundheit wie Yoga, Pilates und Fitness auf. Für die seelische und psychische Balance gibt es über den Arbeitgeber verschiedene Möglichkeiten und Angebote wie z. B. eine Supervision. Zudem

nutze ich die Gelegenheit, mit einzelnen Kolleg*innen oder im Team schwierige und belastende Situationen zu besprechen. Aber auch oder gerade die Familie bietet mir die Möglichkeit, mal Dampf abzulassen oder mich auszuweinen.

Wenn Sie bezogen auf Ihre Tätigkeit als Krankenschwester einen Wunsch frei hätten: Was wäre Ihr größter Wunsch?

Für mich ist die Krankenpflege auch nach so vielen Jahren immer noch mein Wunschberuf. Mit der Arbeit auf einer Intensivstation habe ich ein Betätigungsfeld gefunden, welches mich aus- und erfüllt. Ich wünsche mir, dass es auch in Zukunft Menschen gibt, die Freude daran finden, anderen Menschen zu helfen und in Ausnahmesituationen zu begleiten. Die Pflegenden waren in den letzten beiden Jahren in den Medien präsenter denn je. Ich wünsche mir, dass mein Beruf dauerhaft die Anerkennung findet, die er verdient.

Vielen Dank für dieses Gespräch! Wir wünschen Ihnen weiterhin eine gute und helfende Hand und Erfüllung in Ihrem Beruf. ■



Stefanie Hombach
im Interview

Das Gespräch führte
Wolfgang Clees

Dauerhafter Lockdown

Das Leid der Menschen am Rand

Der Papst schreibt in seinem Buch »Wage zu träumen«: »Was wir brauchen, ist ein neues Bewusstsein für die Würde des Menschen als Gottes Volk, ein Wirtschaftssystem, das allen den Zugang zu Land, Wohnung und Arbeit verschafft und eine Neuausrichtung der Gesellschaft, die an die Ränder geht.«

Ja wir, die Caritas, gehen an die Ränder und das schon seit vielen Jahren. Wir bekommen auch vor Augen geführt, wer die Verlierer der Pandemie sind: Es sind die Menschen an den Rändern. In den Medien sehen wir beengte Wohnungen, keinen richtigen Platz zum Lernen und keine Infrastruktur für digitales Lernen. Leid wird hier an wenigen, sicherlich wichtigen Parametern festgemacht. Aus meiner Sicht greifen die Berichte viel zu kurz. Die Menschen am Rand der Gesellschaft waren vor der Pandemie schon im Lockdown und werden es nach der Pandemie immer noch sein.

Wir haben uns darüber aufgeregt, nicht auswärts essen gehen zu können, keine Konzerte, keinen Urlaub, kein Schützenfest, kein Karneval und

»Wir durften ansatzweise erfahren was Hartz IV bedeutet.«

vieles mehr – wie schlimm, welche eine Tragödie. Wir durften ansatzweise erfahren was Hartz IV bedeutet: Nämlich kein Geld für Urlaub, Restaurant, Kino, Festivitäten aller Art; kein Geld – nur für das Nötigste. Aber das ist und war auch in der Pandemie für die meisten von uns immer möglich.

Apropos Hartz IV: Gedacht als soziale Sicherung für Menschen, die sich selbst nicht ausreichend mit finanziellen Mitteln versorgen können. Selbst dieses absolute Mindestmaß war während der Pandemie keinesfalls für alle gesichert: Durch den Auftrag der sozialen Distanzierung und dem Schutz der Mitarbeiter waren die Äm-

»Wir müssen nicht nur das Virus bekämpfen, sondern auch mit Vehemenz die Armut.«

ter oftmals für den Publikumsverkehr geschlossen und nur auf digitalem Wege zu erreichen. Doch hierzu sind nicht alle in der Lage. So berichtet die Fachberatungsstelle für Wohnungslose im Oberbergischen Kreis, dass ca. 1/5 aller neuen Klienten ohne regelmäßiges Einkommen sind. Viele wurden von Caritatern unterstützt. Dabei sind sicher auch einige auf der Strecke geblieben.

Vielleicht ist ja jetzt die Zeit reif mit den erlebten Einschränkungen im Gepäck, für die Menschen am Rand mehr Solidarität zu zeigen und somit mehr Teilhabe zu ermöglichen. Ja auch die uns anvertrauten Menschen – wie wir alle wissen – haben Sehnsüchte, Träume und Bedürfnisse. Ich glaube, wir sollten die Zeit gut nutzen und darauf aufmerksam machen, was es bedeutet, niemals aus dem Lockdown rauszukommen.

Es sollte auch für uns als Kirchengemeinden im Seelsorgebereich eine Aufgabe sein, mit offenen Augen und

Ohren einen Blick für unseren Nächsten in der unmittelbaren Umgebung zu haben. So können wir uns als Gemeinde karitativ zeigen und durch konkrete Hilfsangebote die von Armut betroffenen Menschen unterstützen. Möglichkeiten sind hier z. B. Hilfestellungen bei Ämterbesuchen, Weitervermittlung an Beratungsdienste oder durch konkrete materielle Hilfen. Es wäre eine Chance für Gemeindec Caritas, Solidarität zu zeigen und Teilhabe zu ermöglichen.

Wir müssen nicht nur das Virus bekämpfen, sondern auch mit Vehemenz die Armut. Die Armen dürfen nach Corona nicht wieder aus dem Blickwinkel verschwinden. Auch dürfen wir nicht die nicht so sichtbaren Folgen der sozialen Distanzierung vergessen. In WDR 2 konnte man hören, welche Folgen Kinder und Jugendliche durch Distanzunterricht, kaum Sport und wenige soziale Kontakte haben: Eine Zunahme von Essstörungen, Aggressionen, Lustlosigkeit oder Einsamkeit (WDR 2 Das Thema 15.06.2022, 03:57 Min., <https://t1p.de/qmcna>).

Doch es gab auch vorher schon Menschen mit psychischen Erkrankungen. Psychisch kranke Menschen brauchen oft eine feste Struktur, um mit ihrer Erkrankung gut leben zu können, um nicht in ernste psychische Krisen zu geraten. Doch diese Strukturen brachen weg. So berichtet ein Mitarbeiter von einem Senior, der trotz seiner demenziellen Erkrankung ein eigenständiges Leben in der eigenen Wohnung führte. Um seine psychische Stabilität zu sichern, besuchte er eine Tagesstätte und wurde von unserem betreuten Wohnen regelmäßig besucht. So befand er sich trotz



Geld nur für das Nötigste.

kurzfristiger Krisen in einem gewissen Gleichgewicht. Durch die Schließung des Angebots der Tagesstätte zu Beginn der Pandemie verlor er das soziale Korrektiv der Gruppe und verfiel immer mehr seinen auch schon vorher vorhandenen, aber gezügelten, wahnhaften Gedanken. Trotz zum Teil

»Menschen mit sozialen Ängsten haben sich häufig zurückgezogen.«

täglicher Besuche durch das ambulant betreute Wohnen konnte ein Krankenhausaufenthalt in der Psychiatrie nicht vermieden werden. Auch hier konnte er seine Stabilität nicht wiederfinden, sodass er seine Eigenständigkeit verlor und in eine stationäre Einrichtung ziehen musste. Menschen mit sozialen Ängsten haben sich häufig zurückge-

zogen. Viele werden ohne Unterstützung den Weg nicht zurückfinden.

Auch hier ist der Papst eindeutig in seinem Buch: »Arbeit ist die Fähigkeit, die der Herr uns geschenkt hat und die es uns erlaubt, zu Seinem schöpferischen Handeln beizutragen. Indem wir arbeiten, gestalten wir die Schöpfung. Deshalb müssen wir als Gesellschaft dafür sorgen, dass Arbeit nicht nur ein Mittel zum Geldverdienen, sondern auch zum Selbstaussdruck, zur Teilhabe an der Gesellschaft und zum Beitrag für das Gemeinwohl ist. Die Priorisierung des Zugangs zur Arbeit muss zu einem Kernziel der nationalen öffentlichen Politik werden.«

Viele Menschen leben am Rand der Gesellschaft, sei es, weil sie finanziell nicht die Mittel zur Verfügung haben oder weil sie durch Krankheiten und soziale Probleme nicht dazu gehören. Dies hat die Pandemie

nicht allein verursacht, aber manches Mal verschärft. Die gesellschaftliche Spaltung und das damit verbundene Leid sind aber sicher nicht gottgewollt. Der Auftrag der Gesellschaft – und hier vor allem der Kirche und der Caritas – ist es, diese Spaltung zu überbrücken, das Leid zu mildern und Menschen, auch wenn sie arm, krank sind oder sich komisch verhalten, zu integrieren, mitzunehmen und immer wieder Brücken zu bauen. ■

Peter Rothausen
Caritasdirektor
Caritasverband für den
Oberbergischen Kreis e.V.



»Gott ist nicht gerecht«



Waltraud Ruland
im Gespräch

Das sagt Waltraud Ruland mehrfach. Wo war der »liebe« Gott, als der jüngere Bruder mit 11 Jahren und der erste Mann sterben mussten und als sie mit der kleinen Tochter alleine blieb? Sie hat schwere Zeiten bewältigen müssen, aber auch Unterstüt-

zung nicht zuletzt in Wiehl gefunden. Möglicherweise hat das oder auch der tief verankerte, leider nie realisierte Traum vom Arztberuf ihre Entscheidung für die ehrenamtliche Arbeit im Wiehler Johannes-Hospiz beeinflusst. Seit ihrer Ausbildung zur Sterbe- und Trauerbegleiterin bei den Maltesern steht sie nun schon seit 15 Jahren denen bei, die mit der Diagnose einer unheilbaren, tödlichen Krankheit konfrontiert sind. Sie tut dies einmal wöchentlich für einige Stunden. Im Hospiz können elf Gäste mit entsprechender Diagnose eine umfassende und zeitlich nur durch

»Bei den seelischen Leiden ist vor allem Zuhören wichtig.«

den Tod begrenzte liebevolle Betreuung genießen. Jeder Gast darf einen Angehörigen rund um die Uhr bei sich haben. Waltraud Ruland ist da für alle, die das wünschen. Sie ist Gesprächs-

partnerin, Vorleserin, oft auch nur wortlos Anwesende. Ihr Angebot einer sanften Hand- oder Fußmassage wird ebenfalls gerne angenommen.

Auf die Frage nach dem »ungerechten« Gott weiß sie auch keine Antwort. Sie sieht ihre Aufgabe darin, da zu sein, das Leiden so erträglich wie möglich zu machen. Schmerzen zu mildern ist Sache der Medizin. Bei den seelischen Leiden ist vor allem das Zuhören wichtig, manchmal auch ein Handhalten, zuweilen eine Umarmung. Der Gewinn liegt hier durchaus auf beiden Seiten, betont Waltraud Ruland. Sie hat oft Grund, Danke zu sagen, weil Menschen sie so intensiv an ihrem Leben teilnehmen lassen. Ein besonders glücklicher Moment sei für sie der gewesen, als sie einer Dame eine CD mit dem Lied geschenkt habe, das diese einmal im Chor gesungen hatte. »Gott hat mir längst einen Engel gesandt« löste Freudentränen aus und wurde dann immer wieder angehört. Das Lied brachte genau die Saiten zum Schwingen, die bis dahin verborgen gewesen waren. Religiöse Themen berührt Waltraud Ruland nur dann behutsam, wenn es gewünscht wird. Dann allerdings können ein Psalm wie »Der Herr ist mein Hirte« oder ein Gebet sehr tröstlich sein. Manches Belastende bleibt, auch im Angesicht des Todes. Unvergessen ist ihr die Freundin, die sich mit einem nahen Angehörigen nicht versöhnen konnte. Der war bereit, alle Kosten zu übernehmen, nicht aber zum Besuch, nicht einmal zur Teilnahme an der Beisetzung. Lange danach erst kam heraus, welche tiefe Verletzung die Verstorbene mit einem vermutlich völlig unbedachten abschätzigen Wort ausgelöst hatte.

Trost brauchen die Angehörigen zuweilen mehr als die Gäste selber, bei denen es durchaus auch vorkommen kann, dass sie den nahenden Tod gar nicht wahrhaben wollen. Im Johannes-Hospiz wird deshalb etwa dreimal jährlich eine Gedenkfeier für

»Trost brauchen die Angehörigen zuweilen mehr als die Gäste.«

die Verstorbenen gehalten, zu der die Angehörigen einige Monate nach dem Todesfall eingeladen werden. Diese Feier bleibt bis auf das Vater-unser weltanschaulich neutral und dient der Erinnerung ebenso wie das Gästebuch, das für jeden Verstorbenen zwei von den Angehörigen gestaltete Seiten enthält.

Wie verkraftet man die Begegnung mit so viel Leid?

Waltraud Ruland hilft die Begegnung mit der Natur. Den Weg zum Hospiz und zurück macht sie immer zu Fuß. Auch der Austausch im Freundeskreis ist hilfreich. Natürlich behält sie dort alle persönlichen Details aus der Sterbebegleitung für sich. In der Supervision und den monatlichen Gruppenstunden gibt es zudem professionelle Hilfe, die bei Bedarf jederzeit in Anspruch genommen werden kann. Das sei bei ihr aber nur zweimal nötig gewesen. Vielleicht auch, weil sie selber sich »bei Gott aufgehoben« fühlt, wie es der Engel im Lied verkündet. ■

Das Gespräch führte
Barbara Degener



Herr Spätlich
Altenpfleger

»Wir würden das Wort Wunder
nie in den Mund nehmen«
*Cornel Sieber untersucht im
medizinischen Komitee
von Lourdes Heilungen*

Nürnberg – Innere Medizin und Geriatrie sind die Fachgebiete von Cornel Sieber. Doch nebenbei untersucht er ungewöhnliche Heilungen im Wallfahrtsort Lourdes. »Wunderprüfer« möchte Sieber aber nicht genannt werden. Unter den Millionen Pilgern, die in das südfranzösische Lourdes wallfahren, sind auch viele Kranke, die auf Genesung hoffen. Tatsächlich melden sich jährlich einige Dutzend Menschen, die überzeugt seien, in Lourdes von ihren Beschwerden oder einer Krankheit geheilt worden zu sein, berichtet der Altersmediziner Cornel Sieber. Der 58-Jährige gehört seit vier Jahren dem internationalen medizinischen Komitee von Lourdes (C.M.I.L.) an, das solche Fälle aus wissenschaftlicher Sicht prüft. Neben Sieber gehört nur ein weiterer in Deutschland praktizierender Arzt dem gut 30 Mitglieder starken Gremium an. Im Interview berichtet Sieber über die Arbeit im Spannungsfeld zwischen Glaube und Wissenschaft.

In Lourdes hoffen viele auf die Heilung ihrer Leiden.



Professor Sieber, wie wird man Wunderprüfer von Lourdes?

Cornel Sieber: Zunächst: Wir sind keine Wunderprüfer und würden als medizinisches Komitee das Wort Wunder nie in den Mund nehmen. Das steht uns nicht an, sondern alleinig der katholischen Kirche; wir würden dadurch auch unsere Glaubwürdigkeit verlieren. Als Fachspezialisten sind wir völlig neutral und beurteilen in wissenschaftlichen Gutachten, ob ein Vorfall, der sich während einer Lourdes-Pilgerreise ereignet hat und gemeldet wird, medizinisch erklärbar ist oder nicht. Für das medizinische Komitee wurde ich damals vorgeschlagen. Voraussetzung ist eine gute Reputation und dass man fachlich und menschlich in das Gremium passt. Ich bin wohl auch deshalb ausgewählt worden, weil ich als in Deutschland tätiger Schweizer mehrere Sprachen spreche und weil Experten aus den Fachgebieten Innere Medizin und Altersmedizin gebraucht werden. Wir arbeiten für das Gremium ehrenamtlich.

Wie sieht die Arbeit des Komitees aus?

In Lourdes gibt es ein medizinisches Büro. Dort kann man sich melden, wenn man der Überzeugung ist, man sei in Lourdes von seinen Beschwerden oder Krankheit geheilt worden. Der dort fest angestellte Arzt nimmt die Fälle auf, erstellt eine Akte und holt sich das schriftliche Einverständnis ein, dass der Arzt aus dem Komitee, der mit dem Fall betraut wird, weitere Unterlagen anfordern darf. Wir als Mitglieder erhalten dann je nach Fachgebiet Fälle zuerkannt und klären die Krankengeschichte nach Aktenlage ab. Wir treffen uns einmal im Jahr im Spätherbst und besprechen dann vor Ort diese Fälle. Wenn über den Abschluss eines Falles in geheimer Wahl abgestimmt wird, ist eine Zweidrittel-Mehrheit erforderlich. Dann geht der Fall an den Bischof der Diözese des Patienten. Der Bischof

kann sofort unsere Entscheidung anerkennen, darf aber auch eine weitere Beurteilung von lokalen Experten einfordern.

Wie viele Fälle haben Sie bereits bearbeitet?

Zwei. Die Arbeit ist recht aufwendig und kostet viel Zeit. Bei einem Fall musste ich 25 Jahre zurück recherchieren und Akten anfordern, die sich nicht mehr in Archiven finden ließen. Bei meinem ersten Fall – der mir unerklärlich vorkam – war es so, dass die bereits hochbetagte Frau starb, kurz bevor ich dem Komitee meine Ergebnisse präsentieren konnte. Wenn die Krankheit wiederkehrt oder die Person stirbt, verfolgen wir den Fall nicht mehr weiter. Es kommt auch vor, dass etwa ein bösartiger Tumor anscheinend verschwindet – mit so einem Fall bei einer Frau aus dem deutschsprachigen Raum war ich betraut. Da ich kein Onkologe bin, holte ich mir fachlichen Rat eines Kollegen. Dessen Einschätzung und weitere Daten zu dem speziellen Fall stelle ich dann auf unserer Sitzung vor. Fast immer haben die Kollegen Nachfragen und fordern weitere Daten oder Untersuchungen an, sodass der Fall wieder an mich zurückgegeben und im nächsten Jahr weiter diskutiert wird.

Von den 7.000 Heilungen, die in Lourdes geschehen sein sollen, wurden bislang nur 69 Fälle als echte Wunder anerkannt. Warum nur so wenige?

Hier muss man unterscheiden zwischen unserer Arbeit und dem Entscheid der Bischöfe. Wir testen die Fälle stringent nach dem aktuellen medizinischen Wissen. In den vier Jahren, in denen ich nun dabei bin, haben wir zwei Fälle mit der Aussage abgeschlossen: »Diese Heilung können wir derzeit nicht erklären«. Sie wurden acht bzw. 15 Jahre lang geprüft. Das ist bereits eine überproportional hohe Zahl,

normalerweise wird fast alles negativ entschieden. Dabei behaupten wir nicht, etwas sei generell unerklärbar, sondern sagen, dass es nach gegenwärtigem Stand der Wissenschaft nicht erklärt werden kann. Das kann sich binnen weniger Jahre ändern und so erlauben wir uns je nach Situation einen großzügigen Zeitraum für unsere Gutachten.

Steht das Komitee unter keinem Zeitdruck?

Nein, wir spüren überhaupt nicht den Druck, bei unserer Arbeit großzügig zu sein, nur weil ein Fall alle paar Jahre »quasi« marketingtechnisch gut für Lourdes wäre. Ganz im Gegenteil. Das Gremium ist da, um die Solidität durch detaillierte gutachterliche Arbeit zu betonen; dass es Dinge gibt, die wir nicht erklären können. Insgesamt gelten rund 2.000 Fälle als »medizinisch unerklärlich« – aber nur ein jeweiliger Ortsbischof kann eine Genesung zu einem Wunder erklären. Das passierte zuletzt im Jahr 2013 in Italien und war das 69. von der Kirche zu einem Wunder in Lourdes erklärte Ereignis.

Wirkt der Ort Lourdes heilend auf die Menschen?

Es gibt tatsächlich regelmäßig Fälle von Menschen mit Tumoren oder schwersten Beeinträchtigungen und Behinderung im Bewegungsapparat, die zwar nach dem Besuch nicht komplett weg sind, wo aber eine Linderung eintritt. Einmal ist eine Ordensschwester aufgrund einer starken religiösen Erfahrung aus ihrem Rollstuhl aufgestanden und konnte den halben Kreuzweg gehen. Das ganze Jahr über begegnen mir Menschen, die mir erzählen, dass schwerste Beeinträchtigungen einfach weg waren. Die Psychosomatik spielt sicher eine Rolle: Wenn sie sehr lange ein chronisches Leiden haben, dann hat dies auch einen Einfluss auf ihre Psyche. Körper und Geist sind glücklicherweise

nicht trennbar. In dem besonderen Ambiente dieses Pilgerorts mit der Gemeinschaft und der Spiritualität kann es zu einer Besserung wie bei einem Placebo-Effekt kommen. Dies soll diesen positiven Effekt aber keineswegs in seiner Relevanz minimieren. Diese Besserung ist allerdings nicht von Dauer. Das alles zählt nicht zu den Fällen, die wir als unerklärlich deklarieren würden.

Haben Sie auch Kontakt zu den geheilten Personen?

Das passiert insgesamt nur sehr selten; ich habe es nur einmal erlebt. Etwas Anderes ist der Kontakt zu einer eventuell später als unerklärt geheilt deklarierten Person.

Neben körperlichen Gebrechen ist auch die Demenz eine Krankheit, die als unheilbar gilt. Hat man in Lourdes von einem Fall gehört, dass sie geheilt wurde?

Da hatten wir bis jetzt niemanden. Aber immer mehr Menschen werden von psychischen und psychiatrischen Erkrankungen betroffen und fühlen sich später nach einem Lourdes-Aufenthalt geheilt. Und mit der Zunahme der Lebenserwartung wird die unerklärte Genesung von einer Demenzerkrankung meiner Ansicht nach sicher mal kommen. Das war wohl auch einer der Gründe, weshalb man mich als Altersmediziner in dieses Gremium gewählt hat. Wenn so ein Fall von geheilter Demenz käme, wären wir erst einmal sehr stutzig. Die erste Reaktion wäre »Das kennen wir nicht« und danach würden wir die Literatur durchforsten, ob so etwas schon einmal auf der Welt beschrieben wurde. Außerdem müsste man in die vorangegangene Diagnostik der Person vor dem Lourdes-Besuch schauen und sie mindestens zwei, drei Jahre lang in gewissen Abständen nachuntersuchen lassen.

Was hat Sie an dieser Aufgabe für den Wallfahrtsort fasziniert?

Da ist mein etwas ambivalentes Verhältnis zu dem Thema Wallfahrt. Ich bin »gut katholisch« aufgewachsen, war Ministrant und bin auch jetzt ein gläubiger Mensch und froh, katholisch zu sein. Es war mein Vater, der eine besondere Beziehung zu Wallfahrtsorten hatte und mit dem wir mehrmals in der Gnadenkapelle des Klosters Mariastein bei Basel waren. Als ich älter wurde, wurde ich den Wallfahrten gegenüber distanzierter, was innerhalb unserer Familie zu kontroversen Diskussionen führte. Vor einigen Jahren ist dann mein Vater gestorben. Im nahen zeitlichen Abstand dazu wurde ich einerseits Leiter einer Klinik für Allgemeine Innere Medizin und Geriatrie in einem großen katholischen Krankenhaus und andererseits kam die Lourdes-Anfrage. Ich hatte das Gefühl, dass mein Vater sich darüber sicher sehr gefreut hätte. Also habe ich nebst meiner Neugierde auch ihm zuliebe zugesagt.

Waren Sie zuvor schon einmal in Lourdes und was ist Ihre persönliche Beziehung zu dem Wallfahrtsort?

Ja, ich war als Jugendlicher einmal mit meiner Familie in Lourdes. Allerdings war das keine klassische Pilgerfahrt, sondern wir haben es im Rahmen eines Urlaubs in der Gegend besucht. Heute hat Lourdes für mich einerseits eine etwas touristische Note, aber auf der anderen Seite ist es ein Kraftort, der Wirkung auf die Gläubigen hat – auch auf mich. Wenn ich nun einmal im Jahr aus Nürnberg eineinhalb Tage brauche, um nach Lourdes zu fahren, ist schon der Weg dahin eine Art innere Vorbereitung auf den Wallfahrtsort. Und die Treffen mit dem Komitee sind für mich eine Tradition geworden, die mir guttut und die eine Taktung in mein Leben bringt.

Es wird immer wieder von einem Graben zwischen Glaube und Wissenschaft gesprochen. Wie reagieren Ihre Kollegen darauf, dass Sie die Akten der Heilungen von Lourdes untersuchen?

Dies weiß eigentlich kaum jemand – und das wird sich nun wohl etwas ändern (lacht). Aber nicht, weil ich etwas zu verbergen hätte. Schließlich steht mein Name auch auf der offiziellen Seite des medizinischen Komitees von Lourdes.

Aber in der Vita auf Ihrer Homepage geben Sie dieses medizinische Ehrenamt nicht an. Ist Ihnen das peinlich?

Ich finde das überhaupt nicht peinlich, sondern eher, dass das einen höheren Stellenwert hat als z. B. meine Mitgliedschaft in einer medizinischen Fachgesellschaft. Aber ich bin der Meinung, man sollte damit nicht so hausieren gehen. Es wissen bislang nur meine Vorgesetzten, der Provinzial und der Prior der Barmherzigen Brüder, und einige Chefärzte sowie natürlich meine Familie.

Wurden Sie persönlich durch diese Arbeit in Ihrem Wunderglauben bestärkt?

Nein, in diesen vier Jahren nicht. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass es Dinge gibt, die wir nicht erklären können und die wir nie erklären werden können. Und das ist gut so. Es gibt einfach etwas, das ist größer als wir. ■

**Das Interview führte
Agathe Lukassek
im Jahre 2017**

Quelle: katholisch.de

Maria – Mater dolorosa und Mittlerin

Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen (Lk 2,35)



Sieben Schwerter – für die sieben Schmerzen Mariens – durchbohren ihr Herz.

■ Im Neuen Testament (bei Lukas und Johannes) sind die ausdrücklichen Bezugnahmen auf Maria, die Mutter Jesu, zahlenmäßig gering und die meisten ziemlich kurz. Im Laufe der Geschichte, und besonders im 4./5. Jh., war die Grundkategorie des Denkens über Maria diejenige des Paradoxen: Jungfrau und Mutter. Sie ist menschliche Mutter dessen, der Gott ist. Ihr Titel Theotokos bedeutet nicht nur Mutter Gottes wie im üblichen westlichen Sprachgebrauch,

Darstellung Jesu im Tempel aus dem Mund des greisen Simeon, dass sie am zukünftigen Leiden ihres Sohnes teilhaben werde: »Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen.« (Lk 2,35).

Maria wird je nach den Intentionen ihres Festtages verschieden abgebildet (z. B. als unbefleckte Empfängnis, als Gottesmutter mit Kind, als Himmlskönigin). Ihre Schmerzen werden dargestellt in Form von sieben

sondern er bezeichnete präziser und voller »diejenige, die den, der Gott ist, geboren hat«. Die Definition Marias als Theotokos durch das Konzil von Ephesus (431 n. Chr.) gibt ihr eine Mittlerrolle. So wird Maria als Mittlerin und Fürsprecherin bei ihrem Sohn Jesus verehrt und in traditionellen Marienfesten im Jahreskreis angerufen.

Der 15. September ist der Gedenktag der Schmerzen Mariens. Die Namen Dolores und Dolorosa gehen zurück auf die Bezeichnung für Maria: ‚Mater dolorosa‘ = ‚Schmerzensreiche Mutter‘. Im Allgemeinen zählt man sieben Schmerzen Marias auf: Beschneidung Jesu, Flucht nach Ägypten, Auffindung Jesu im Tempel, Begegnung auf dem Kreuzweg, Kreuzigung, Kreuzabnahme, Grablegung. Maria erfuhr bei der

Schwertern, die ihr Herz durchbohren. In der Erzdiözese Köln wurde 1423 ein Fest zum Gedächtnis der sieben Schmerzen Mariens angeordnet. Seit 1668 begingen es die Serviten (OSM). Papst Pius VII. verfügte 1814, es in der ganzen Kirche zu feiern.

Was die Poesie des Mittelalters in West wie Ost in bewegenden Versen beschrieb, stellten die bildenden Künste auch sichtbar dar. Viele Statuen, Altarbilder und Holzschnitte zeigen die mit dem Schwert durchbohrte Muttergottes. Der bekannteste Versuch, in Plastik

»Der 15. September ist der Gedenktag der Schmerzen Mariens.«

oder Malerei die Tiefe der Trauer Marias darzustellen, die den geschundenen Leichnam ihres gekreuzigten Sohnes auf dem Schoß trägt, ist sicher die Pietà von Michelangelo.

Jacopone da Todi (vor 1306) wird ein Gedicht zugeschrieben, dessen eindrucksvolle Verse die verschiedensten Komponisten inspirierte (u. a. G. P. Palestrina, J. Haydn, G. B. Pergolesi, F. Schubert, G. Verdi). Es handelt sich um »Stabat Mater«. Dieses »Stabat mater dolorosa ...« kennen wir als »Christi Mutter stand mit Schmerzen bei dem Kreuz und weint von Herzen, als ihr lieber Sohn da hing. Durch die Seele voller Trauer schneidend unter Todesschauer jetzt das Schwert des Leidens ging.« (Übertragung: Heinrich Bone, 1847).

So verehren wir Maria als Heilige für alle Zeiten und Anliegen und erbitten ihre Fürsprache. ■

Wenn man sich kein Haus bauen kann

Vom Leid derer, deren Zukunft in Deutschland unsicher ist

■ Sharaf Alizada (32) sagt, er habe sich in Waldbröl »ein Haus gebaut«. Damit meint er kein wirkliches Haus, sondern, dass er sich zu Hause fühlt bei den Menschen, deren Sprache er inzwischen gut beherrscht. Er hat feste Arbeit in einem Büro, Freunde, Gelegenheiten zum geliebten Sport und vor allem eine Bleibeberechtigung gefunden. Sharaf strahlt: Er ist im Jahr 2022 angekommen nach der dramatischen Flucht vor sechs Jahren aus Afghanistan. Hinter ihm liegt eine mühsame Zeit, auch mit schlimmen Tiefen, als er z. B. nach der Ablehnung des 1. Asylantrags Hilfe in der Psychiatrie suchen musste und gefunden hat.

Sharaf Alizada hat viele Kontakte zu den etwa 350 in Waldbröl lebenden »Geflüchteten« vor allem aus dem Iran und Afghanistan. »Geflüchtet« klingt höflicher als »Flüchtlinge«, erweckt aber auch den Anschein, das Thema Flucht sei erledigt, sobald jemand am Fluchtziel ankommt. Es ist aber nie erledigt, sondern bestimmt eine Vita für lange Zeit. Das bestätigt auch Sharaf. Ein großes Problem ist in seinen Augen der unsichere Status hinsichtlich des Bleiberechts, wenn man nicht z. B. wegen nachgewiesener persönlicher Verfolgung als asylberechtigt anerkannt wird.

»Flucht bestimmt eine Vita für lange Zeit.«

Ein vorübergehendes Aufenthaltsrecht (subsidiärer Schutz) wird u. a. angesichts einer allgemein lebensbedrohlichen Situation im Herkunftsland für zunächst ein Jahr gewährt und muss danach verlängert werden.

Noch prekärer ist die Situation für Menschen, die lediglich den Status

»geduldet« erhalten haben. Sie hatten lange keinen Rechtsanspruch auf Unterhalt, Spracherwerb und Bildung für die Kinder und können abgeschoben werden, sobald die Hinderungsgründe in ihrer persönlichen Situation (Krankheit, Schwangerschaft) oder im Herkunftsland entfallen. Über die entscheidet die Politik. Ich erinnere mich gut, dass es noch bis zum vergangenen Sommer hieß, Afghanistan z. B. sei in Teilen ein »sicheres Herkunftsland«.

Aus einem Feature des DLF (6.7.2022) weiß ich von Afghanen mit guten Integrationschancen, die in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach Afghanistan geflogen wurden – zurück in ein Land, das ihnen längst nicht mehr vertraut ist, wo alle familiären Bindungen zerstört sind und das so gut wie keine Chancen mehr bietet. Wer mit solchen Ängsten im Hinterkopf, oft auch noch mit unbewältigten Traumata eine Arbeit finden will, braucht Mut, Fleiß und Ausdauer – und die Hilfe engagierter Helfer. Zu denen gehören unbedingt auch Arbeitgeber, die sich trotzdem für die Einstellung eines Menschen mit unsicherem Aufenthaltsstatus entscheiden.

Zu den Helfern gehört in Waldbröl auch der Freundeskreis Asyl, der inzwischen fast 30 Jahre mit derzeit 40 Aktiven den in Waldbröl »Gestrandeten« zur Seite steht. Es spricht für dessen Mitglieder und auch für die allermeisten Waldbröler*innen, dass etliche von jenen gar nicht mehr weg möchten. Obwohl sie – so wie übrigens auch Sharaf Alizada – gestehen, dass sie zunächst überhaupt nicht begeistert von diesem abgelegenen »Dorf« gewesen seien, das so anders war als Köln, Frankfurt oder Berlin.

Von Dieter Brüser aus dem Freundeskreis Asyl erfahre ich auch vom Schicksal eines Mannes, der seit sieben Jahren im Status eines Geduldeten in Waldbröl wohnt – sechs Jahre davon mit einer festen Arbeitsstelle. Bis heute hat er seine Frau und seine Kinder nicht gesehen und keinen Anspruch auf Familienzusammenführung. Auch Sharaf Alizada hat eine Schwester, die mit ihrer Familie in Afghanistan geblieben ist. Die Chance, sie zu sehen ist derzeit gleich Null.

Latifa und Mohammed leben seit sieben Monaten mit wuseligen, gerade lauffähigen Drillingen in Waldbröl, Latifas Eltern dagegen in Bochum. Zusammenziehen verbietet die Residenzpflicht, der zufolge in den ersten drei Jahren ein Umzug nicht gestattet ist – es sei denn, man kann einen selbständigen Lebensunterhalt am Wunschort nachweisen. Grundsätzlich habe das seine Berechtigung, meint Sharaf Alizada. Dieter Brüser aber weist darauf hin, wie wichtig die Familie für eine gelingende Integration sei. Wieviel leichter würde es für das junge Paar, könnte es sich mit familiärer Rückenstärkung um den Spracherwerb und eine Arbeit kümmern. Die Wohnung der beiden liegt übrigens im vierten Stock, einen Aufzug gibt es nicht. Alleine kommt von den beiden niemand mit den kleinen Kindern all die Treppen hinunter aus der Wohnung – jeder Einkauf, jede Busfahrt wird zum logistischen Problem. Dennoch war es ein Glück, diese Wohnung bei dem derzeit so knappen Angebot zu finden, und ein Fortschritt gegenüber den beengten Verhältnissen in den städtischen Unterkünften am Aspenweg. Auch für diese Hürde sind Flüchtlinge nach wie vor auf Unterstützung angewiesen.

Pro Asyl fordert den völligen Verzicht der Wohnsitzauflage. Für einen Ortswech-



Am 26.06. berichtete das WDRforyou-Team über das Leben von Geflüchteten in Waldbröl. Latifa Fahemad aus Afghanistan erzählte dort von ihrem Alltag mit Drillingen.

sel müsse der Nachweis einer Wohnmöglichkeit eigentlich reichen und der berechtigten Forderung nach dem Erwerb der deutschen Sprache könne man auch andernorts nachkommen.

Wenngleich in den letzten Jahren viele Verbesserungen eingetreten sind, was die Arbeitsmöglichkeiten anbelangt, – seit 2019 entfallen das Beschäftigungs-

»Die Chance, sie zu sehen ist derzeit gleich Null.«

verbot nach drei Monaten und die Vorrangprüfung generell; seit 2022 werden Fachkräfte für Mangelberufe geradezu angeworben, – fehlen in den Augen der Wohlfahrtsverbände und Kirchen einige Voraussetzungen für ein Leben, das der internationalen Konvention der Menschenrechte entspricht. Das betrifft eine flexiblere finanzielle Ausstattung, die medizinische Versorgung, vor allem aber auch das Recht auf Familienzusammenfüh-

rung. Bei Schutzberechtigten aus Krisenländern z. B. werden Deutschkenntnisse für die Zuzügler verlangt, die im Herkunftsland kaum erworben werden können. Zur zuzugsberechtigten Kernfamilie zählen nicht die Geschwister oder volljährige Kinder. Ungerechterweise bleiben Unterschiede zwischen Flüchtlingen und angeworbenen Fachkräften, die nicht nachvollziehbar seien. (Domradio, 01.07.22)

Was hat Gott mit dem Leid zu tun, das er und die übrigen Flüchtlinge erfahren? Gar nichts, meint Sharaf Alizada. Das Leid verursachen die Menschen selbst, weil sie vergessen, dass sie eine moralische Verantwortung haben, einander zu helfen. Das betrifft die großen Nationen, die nur an ihre eigenen Interessen denken und keine Übereinstimmung finden können, wohin es mit der Menschheit gehen soll. Es ginge Afghanistan und auch den anderen Ländern mit Kriegen besser, wenn man sie wirtschaftlich fördern würde, statt Kriege zu führen. Es betrifft aber auch viele persönlich. Er sieht es als seine Aufgabe

an, anderen, auch deutschen Menschen, zu helfen. Von den Politikern wünscht er sich eine unkompliziertere Asylgesetzgebung und ein striktes Vorgehen gegen alle, die sich nicht integrieren wollen oder sogar Straftaten begehen. Denn diese wenigen, so meint er, schaden allen anderen, die sich bemühen. »Es ist klar, dass es überall Schwierigkeiten gibt. Die muss man akzeptieren – und weitergehen.« ■

Barbara Degener

Infos zum Freundeskreis Asyl:
[asyl-waldbroel.de](https://www.asyl-waldbroel.de)

Infos, Berichte und Unterhaltung in Deutsch, Arabisch und Persisch bei WDRforyou:
<https://www1.wdr.de/nachrichten/wdrforyou/index.html>



Das vergessene Leiden in Nigeria

■ An Pfingstsonntag wurden bei einem Attentat auf eine voll besetzte Kirche 40 Menschen getötet, viele verletzt und verstümmelt. Am 27.06. wurden in derselben Region von Nigeria zwei Priester ermordet: Christofer Odia und Vitus Boro-go. Paul Offu, ein Mitbruder und Freund von Kaplan Stephen Ama wurde 2019 erschossen. Kaplan Stephen Ama aus Nigeria ist seit September 2018 bei uns tätig.

Die politische Situation ist eine Folge der verfehlten Kolonialpolitik der Engländer. Nigeria entstand ohne Rücksicht auf die Bevölkerung, auf Glauben oder Stammeszugehörigkeit. Seit der Präsidentschaft von Muhammadu Buhari (2015) hat der Kampf um die politische Macht extreme Züge angenommen. Nigeria soll muslimisch werden. Priester sind besonders gefährdet: Sie werden nach der Messe entführt, gefoltert, hingerichtet. Es gibt öffentliche Enthauptungen, und die Körper werden liegen gelassen. Es ist gefährlich, eine Straße zu überqueren, weil man nie wissen kann, wer hinter der nächsten Kurve lauert. Beim Autofahren muss man immer in den Rückspiegel schauen, weil man nie weiß, wer einen verfolgt. Obwohl auf Kirchenbesucher häufig Attentate verübt werden, halten die im Süden Nigerias lebenden Christen an ihrem katholischen Glauben fest. Sie gehen sonntags in die heilige Messe, ohne zu wissen, ob sie zurückkommen oder ermordet werden – aber sie gehen!

Unerklärlich ist, dass die international agierenden Fernsehsender wie CNN, Al Jazeera, Deutsche Welle nichts darüber berichten. Gelegentliche Informationen gab es bisher nur nach dem Attentat am Pfingstsonntag, ansonsten schweigt die Presse. Berichte der Augenzeugen sprechen jedoch



Christin Elizabeth Majiana Abuk und Muslima Daharatu Ahmed Aliyu gehören zur Leitung des WIC.

eine andere Sprache. Aus dem muslimischen Norden kommend überfallen terroristische Mörderbanden wahllos friedliche Dörfer. Vor ca. zehn Jahren fanden diese Überfälle nur vereinzelt statt, aber in den letzten vier bis fünf Jahren haben sie zugenommen. Die Bevölkerung muss unter täglichem Terror leiden, Christen wie Muslime.

Es geht um Machterhalt der muslimischen Regierung sowie die Kontrolle der Erdölvorkommen. Schon 1967, mit der Gründung des Staates Biafra,

»Nigeria entstand ohne Rücksicht auf Glauben oder Stammeszugehörigkeit.«

hatten die Igbo versucht, sich dem muslimischen Regime zu entziehen. Dieser Trennungsversuch wurde mit Hilfe der Engländer und der Sowjetunion 1970 brutal niedergeschlagen. Durch Waffengewalt und erzwungene Hungersnot – man erinnere sich nur an die Bilder der »Biafra Kinder« – starben

Millionen Menschen. Es war und ist aber nicht nur die Niederlage im Unabhängigkeitskrieg, die die Menschen ertragen müssen. Hierzu kommt auch eine gravierende Umweltzerstörung, verursacht durch die großen Mineralölkonzerne wie Shell, die die Lebensgrundlage der Menschen vernichtet. Kaplan Stephen Ama und die nigerianischen Ordensschwwestern aus Waldbröl-Schnörringen (s. S. 34) kennen die akute Not zu Hause persönlich. Sie haben immer Angst um ihre Familien und Freunde.

Und doch gibt es Zeichen der Hoffnung und der Versöhnung: Der Aachener Friedenspreis wurde 2021 an das »Women`s Interfaith Council« (WIC) verliehen. Diese Frauen-Organisation setzt sich für Frieden und Verständigung zwischen Christ*innen und Muslim*innen in Nigeria ein.

Auch bei uns gibt es eine Initiative: Am Montag, 05.09. um 19:30 h wird Kaplan Stephen Ama im Pfarrsaal in Wiehl über die politische Situation seiner Heimat berichten. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen. ■

Iris Lomnitz

Damit aus Worten Taten werden ...

Zum Stand des Synodalen Wegs

Seit gut zwei Jahren ist der Synodale Weg der katholischen Kirche in Deutschland unterwegs. 230 Synodale, darunter alle deutschen Bischöfe, aber auch viele andere ringen darum, wie ausgehend von den aus den Missbrauchsstudien gewonnenen Erkenntnissen eine evangeliumsgemäße Kirche, die keinen Platz für Machtmissbrauch aller Art bietet, aussehen kann. Eine Kirche, die in ihren Strukturen zu einem Evangelisierungshindernis geworden ist, braucht Selbstevangelisierung. In den vier Themenfeldern: Macht und Gewaltenteilung, Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche, Sexualmoral und priesterliche Existenz wird gedacht, reflektiert, gebetet, diskutiert und gestritten. Jetzt, nach der dritten von fünf Synodalversammlungen wird klar: Das Ziel ist eine Synodale Kirche. Gleichberechtigung, eine menschenfreundliche Sexualmoral, ein erneuertes Priester(*innen?)bild stehen auf der Tagesordnung. Mehr unter: www.synodalerweg.de und <https://www.katholisch.de/aktuelles/themenseiten/der-synodale-weg-der-kirche-in-deutschland>.

Als einer der Vertreter des Berufsverbands der Pastoralreferent*innen Deutschlands bin ich Mitglied der Vollversammlung. Was ist der Stand?

Sowohl der Orientierungstext als auch der Grundtext des Forums 1 »Macht und Gewaltenteilung« sind beschlossen. Der Orientierungstext zeigt den Weg für die entscheidende Frage: »Wie kommt das Neue in die Kirche?« Lang wurde diskutiert, welche Rolle die Zeichen der Zeit für eine Lehrentwicklung spielen. Am Ende steht die Feststellung, dass die Wirklichkeit eine echte Bedeutung für die Lehre hat im Zusammenspiel mit den anderen Quellen Schrift, Tradition, Theologie, Glaubenssinn der Gläubigen und Lehramt. Bei der Beratung des Grundtextes »Macht« war die Anspannung im Saal

zu spüren. Es war in den Tagen zuvor diskutiert worden, ob man bei einer Ablehnung den Prozess überhaupt fortsetzen könne. Am Ende stand das Bekenntnis der Synodalversammlung: Macht in der Kirche gehört geteilt. Weitere Entscheidungen schlossen sich an, zum Teil echte Erfolge:

Die Öffnung des Pflichtzölibats wird wirklich gefordert, nicht nur über den Umweg auf einen Verweis auf die »Möglichkeiten, die die Tradition der katholischen Ostkirchen uns bieten würden«, sondern als Antwort auf unsere konkrete Situation der Kirche in Deutschland.

Bei der Bischofsbestellung sollen neben dem Domkapitel auch ein paar Wenige aus dem großen Rest der übrigen Gläubigen mitwirken.

Und bei den Frauen: Der beschlossene Grundtext stellt fest, dass Geschlechtergerechtigkeit theologisch geboten und zu verwirklichen ist. Ein Frauendiakoniat wird vorsichtig gefordert und als Indult (»Gnadenerweis« – Befreiung von einer Gesetzesbestimmung oder die Berechtigung zur Ausübung kirchlicher Handlungen, die an sich einem Höheren zustehen) in Rom erbeten. Zu wenig! Eine Arbeitsgruppe zum Thema Frauen im sakramentalen Amt soll eingesetzt werden. Die Bischöfe werden dazu aufgefordert, sich in Rom für ein Votum zur Öffnung aller Ämter für alle Geschlechter einzusetzen. Mal sehen ...

Der Katechismus soll in Fragen der Ehelehre und vor allem in der Bewertung von Homosexualität geändert werden. Die Grundordnung für Mitarbeitende soll dahingehend verändert werden, dass die einschlägigen Punkte, die sich auf die Lebensform beziehen, ersatzlos gestrichen werden. Riten zur Segnung von Paaren aller Geschlechter, die nicht sakramental heiraten können oder wollen, sollen entwickelt werden. Ein wichtiges Zeichen.



Wir sind noch keine synodale Kirche – aber es gibt Licht am Ende des Tunnels.

Alles gut? Das wäre zu einfach. Immer wieder gilt es zu entscheiden, ob die Schritte groß genug sind und abzuwägen, wie erfolversprechend die Initiativen sind. Manch einer sprach von historischen Stunden – es wäre schön, wenn es sich in einigen Jahren rückblickend herausstellt, dass es so ist. Es bleibt aber: Die Mehrheiten sind meistens wirklich breit; die Diskussionen meist konstruktiv. Allerdings: Der Weg ist noch lang, und wir müssen aufmerksam bleiben. Wir sind noch keine synodale Kirche. Dass aus Worten Taten folgen und aus Texten echte Reformen, das liegt noch sehr stark an den Bischöfen. ■

Konstantin Bischoff
Pastoralreferent und promovierter
Theologe, derzeit als Pfarr-
beauftragter Leiter der Pfarrei Herz
Jesu in München Neuhausen

Aktuelles und Veranstaltungen

Ordensleben bei uns

Gottes Liebe zu den Menschen bringen



Seit Jahren leben die Schwestern vom Unbefleckten Herzen Mariens, der Mutter Christi (IHM) schon in Waldbröl-Schnörringen. Von den vier Schwestern arbeiten zwei in der Alten- und Krankenpflege in Windeck-Hurst, zwei weitere studieren Germanistik (Bonn) bzw. Theologie (Belgien). Ihr Orden wurde 1937 durch Bischof Charles Heerey in Nigeria gegründet. Der war als Missionar aus Irland gekommen, widmete sich u. a. der medizinischen und schulischen Versorgung der Armen und besonders der Bildung der benachteiligten Frauen. Zum Orden zählen heute fast 1000 Schwestern, die in vielen Ländern der Erde missionarisch tätig sind. Die Schwestern können und sollen sich über

den Orden eine solide Berufsausbildung erarbeiten, können auf Dauer aber nur bleiben, wenn sie die Ordensregeln verinnerlichen.

»Gottes Liebe zu den Menschen bringen«, dazu sei sie nach Deutschland gekommen. So sagt es Sr. Mary Clavia Ifedeba, die wir in dem gemütlichen alten Haus in Schnörringen besuchen. Abgeschieden liegt es, idyllisch, das ganze Haus geschmückt wie eine Kapelle, die es zudem noch gibt und wo jede Woche die Messe gelesen wird. Und wirklich vollzieht sich das Leben dort zu einem erheblichen Teil im Gebet, das mit der Laudes um 6:00 h in der Frühe beginnt, dem täglichen Studium der Bibel und spiritueller Schriften, dem Besuch der hl. Messe, dem Austausch über religiöse Themen mit anderen Schwestern über Zoom, jährlichen Exerzitien, all dem, zu dem die Ordensregel verpflichtet. »Sonst kann man über Gott nichts wissen«, meint Sr. Mary Clavia. Ein kontemplatives Leben, möchte man meinen, wenn man nicht zugleich etwas von der anderen Seite dieses Alltags erzählt bekäme. Mit einer halben Arbeitsstelle ist die ausgebildete Krankenschwester im Seniorenstift tätig. Sie erzählt von dem Lebensüberdruß mancher alten Menschen und wie gerne sie sich Zeit für ein wenig Trost nähme, gerne mehr nehmen würde.

Sr. Mary Clavia lebt schon seit 22 Jahren in Deutschland, lange in München nahe der deutschen Or-

denszentrale, seit 2019 in Waldbröl. Ihre Freundlichkeit und ihr sympathisches Lachen nehmen uns gleich für sie ein. Sie hat sich trotz der vielen täglichen Verpflichtungen, zu denen ja auch noch die Haushaltsführung kommt, Freiräume erhalten, in denen sie schreibt, – ihr erstes Buch ist bereits im Lektorat – komponiert, singt und malt. Mit großer Vorfreude sieht sie dem Besuch ihrer Heimat in Nigeria entgegen, wo ihre Mutter und ihr Bruder mit seinen vier Kindern leben. Ihr Dorf Obeledu liegt im Igboland, im Bundesstaat Anambra. Natürlich sorgt sie sich um das Schicksal der Christen dort. Sie seien vor plötzlichen tödlichen Attacken durch Muslime nie sicher. Sie beklagt, dass Kritik sehr oft mit Entführungen und Schlimmerem bestraft würde. Vielen Menschen ginge es schlecht, sie hungerten, weil sie keine Arbeit bekämen, es fehlten Krankenhäuser und Schulen und die Regierenden seien korrupt.

Auf unsere Frage gesteht sie, dass ihr die Deutschen auch nicht immer freundlich begegnen. Was sie bei einem alten Menschen noch mit einem Achselzucken abwehren könne, sei bei Gleichgestellten doch sehr schmerzlich. Manche suchten geradezu nach Fehlern, weil sie fremd sei. Ihr hilft dann das Gebet. »Wenn man sich klar macht, dass man trotz mancher Fehler sein Bestes gibt, dann kann man auch mit solchen Menschen klarkommen.« ■

Podiumsdiskussion

Kunst und Kirche –
Spannende Diskussion in St. Bonifatius

■ Einfach ist das Verhältnis von Kunst und Kirche nicht. Nachdem bildliche Darstellungen Gottes in den ersten Jahrhunderten gar nicht geduldet wurden, wurde die Kunst in späteren Jahren vollkommen in den Dienst der kirchlichen Lehre gestellt. Heute gilt eher die Maxime Th. W. Adornos, dass Kunst autonom und keiner Funktion unterzuordnen sei. Warum also gehört Kunst, vor allem auch moderne Kunst, heute in den Kirchenraum? Was kann sie bewirken?

Am 18.05. diskutierten Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg (bis 2021 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken), Diözesanbaumeister Martin Struck und Pfr. Tobias Zöller diese Frage zusammen mit Dr. Bernhard Wunder und Dr. Ursula Krohn vom Erzbistum Köln sowie einer sehr engagierten Zuhörerschaft. Dazu zählten auch einige der Künstler, die selber mit ihren Werken zur Ausstellung »Ins Licht geschrieben« beigetragen hatten..

Ein Kirchenraum ist ein Glaubensraum, Träger der Botschaft des Evangeliums und hat als solcher auch eine katechetische Aufgabe. Diese Bedeutung soll

ihm keineswegs genommen werden. Die Teilnehmer sprachen eher von einer erweiterten Nutzung, einer Anziehung, die sich auch auf Menschen überträgt, die nicht als Gläubige hineinkommen. Schließlich gehören Kirchenbesichtigungen zum erklärten Urlaubsziel vieler Menschen, die sich nie in einen Gottesdienst begeben. Umgekehrt stellen viele moderne Künstler gerne in kirchlichen Räumen aus: Sie schätzen deren besondere Atmosphäre, die es dem Betrachter erleichtert, sich ganz auf den Dialog mit ihren Werken einzulassen.

Die Exponate und Texte in dieser Ausstellung erreichten manche Besucher, denen die gewohnten Liturgien fremd sind, berichtete die Textilkünstlerin Dr. Christiane Breuer. Die Auseinandersetzung damit habe Emotionen geweckt und zu Erfahrungen geführt, die die Betrachter überraschten, bewegten, manchmal auch verstörten. Das bestätigte auch Pfr. Zöller, der seine ganz persönlichen Erfahrungen mit ausgewählten Bildern in seinen Predigten artikuliert und den Versuch unternahm, sie mit den Tagesevangelien in Verbindung zu bringen.

Es herrschte also Einigkeit darüber, dass Aktionen wie diese Ausstellung unbedingt zu begrüßen sind – das übrigens, obwohl damit erhebliche Kosten verbunden sind. Zu Recht unterstrich Pfr. Zöller, dass die Spenden der Gemeindemitglieder für unterschiedliche soziale Anliegen weit höher waren, als die Ausgaben für kulturelle Projekte. Unklar blieb in meinen Augen, wer denn darüber verfügen sollte, wie Kirche als Kunstraum genutzt werden sollte. Die Anwesenden waren sich einig, dass das nicht mehr Sache des Bistums sein dürfe, dass Entscheidungen also in den Händen der Pfarreien liegen sollten. Leider besteht ja immer noch keine Klarheit darüber, wer denn dann die Entscheider sind und wie sie legitimiert sein sollten. Ob es eine Lösung wäre, wenn ein Teil der Kirchensteuergelder einer Ortsgemeinde zufließen und z. B. der Ortsausschuss in St. Bonifatius über deren Verwendung entscheiden dürfte, wie Prof. Sternberg andeutete? In meinen Augen hat das Charme. ■

Barbara Degener

Endlich wieder!

Prozession und Pfarrfest in St. Michael



Zu Fronleichnam fanden in den Gemeinden unseres Seelsorgebereichs nach zweimaliger Coronapause endlich wieder die traditionellen Prozessionen statt.

In St. Michael nahmen mit geschätzt 200 Teilnehmern deutlich mehr Gemeindeglieder am Gottesdienst und auch an der anschließenden Prozession teil als sonst an den Sonntagen in den ersten Monaten dieses Jahres. Gottesdienst und

Prozession wurden, wie seit Jahrzehnten üblich, von den Bläsern des Musikkreises Holpe und dem Kirchenchor St. Cäcilia Waldbröl musikalisch gestaltet.

Für Gottesdienst und Prozession wurden erstmals eine neue Abfolge und ein neuer Weg gewählt: Zuerst wurde die hl. Messe in der Pfarrkirche gefeiert, und dann fand die erste Statio auf dem Vorplatz des CBT-Wohnheims statt. So konnten auch die Bewohner*innen teilnehmen. Die zweite Statio war auf dem Platz am Pfarrheim, wo auch der Schlusssegen erteilt wurde.

Viele fleißige Hände – insbesondere Mitglieder des Ortsausschusses, des Kirchenvorstandes und der Frauengemeinschaft – hatten am Vorabend und frühmorgens alles für ein anschließendes geselliges Beisammensein im und ums Pfarrheim vorbereitet: Im Saal war fürs Kaffeetrinken eingedeckt und eine bestens bestückte Kuchentheke aufgebaut. Zudem wurden dort die Getränke ausgeschenkt und viele leckere Salate angeboten. Natürlich fehlte auch der

Grillstand vor dem Pfarrheim nicht. Den Frühschoppen untermalten die Holper Musikanten wie stets mit einem Platzkonzert. Die (leider nur wenigen) Kinder nutzten begeistert die Rollenrutsche. Der Eine-Welt-Shop war mit einem Stand vertreten, an dem vielfältige Produkte aus fairem Handel angeboten und auch verkauft wurden.

Dieses Pfarrfest war im Vergleich zu den bisherigen Festen bezogen auf Angebote und Teilnehmerzahlen ein kleines Pfarrfest. Aber es war unmittelbar im Anschluss an die Prozession eine ausgezeichnete und von vielen gerne genutzte Gelegenheit, endlich mal wieder alte Bekannte aus der Gemeinde zu treffen und in Ruhe ausgiebig zu plauschen.

Allen, die sich bei der Vorbereitung und Durchführung der Prozession und des anschließenden Pfarrfestes tatkräftig eingesetzt haben, sei auch an dieser Stelle ein herzliches »Vergelt's Gott« gesagt. Ich fand es rundum prima! ■

Wolfgang Clees

Ökumene

Ökumenische Pfingstwanderung – Erbsenzähler unterwegs

Mit großer Freude brachen etwa 40 Menschen und vier Hunde aus den Wiehler Gemeinden am 5. Juni zur Pfingstwanderung auf – schließlich hatte diese schöne Tradition seuchenbedingt zwei Jahre pausieren müssen. Nach einer kurzen Besinnung auf die gemeinschaftsstiftende Kraft des Hl. Geistes in der Kapelle von Haus Wiesengrund in Überdorf (gestaltet von Mitgliedern aus Mariä Himmelfahrt) ging es bei herrlichem Wetter die etwa

8 km nach Wiehl. In den kurzen Pausen erfreuten wir uns am eigenen Gesang und kurzen Textimpulsen. U. a. bekamen wir die Chance, als »Erbsenzähler« den schönen Erlebnissen im Alltag mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Für jedes kleine Positive eine Erbse aus einer Hosentasche in die andere gleiten zu lassen – so erinnert man sich am Ende eines Tages, wieviel Gutes er bereitgehalten hat. An diesem Tag haben wir eine Menge Erbsen sammeln können, etliche davon

entfielen auf den gemütlichen Abschluss bei den Gastgeber*innen in der Evangelisch freikirchlichen Gemeinde Hüttenstraße. Trotz hereinbrechenden Regens haben wir dort noch lange verweilt.

Einziger Kritikpunkt: An der Wanderung, dereinst geplant als Familienwanderung, nahmen dieses Mal kaum Kinder teil. Sie sollten zukünftig unbedingt mehr in den Blick genommen werden! ■

Barbara Degener

Termine und besondere Gottesdienste

37

Konzerte

»Cross-over« – »Barock meets Jazz«

Konzert am SO 18.09. um 17:00 h im Pfarrsaal an der Vennstraße in Waldbröl mit Antje Bischof, Gesang und Geige; Paul Lindenauer, Geige; Michael Bischof, Cembalo; Mechtild Franke, Blockflöte; und Klavier; Stefan Schanz, Tenorsaxophon; Michael Zirwes, Gitarre; Manfred Hein-Dürr, Schlagzeug; Gregor Hammanns, Kontrabass.

Was verbindet Barockmusik mit Jazz? Die beiden auf den 1. Blick sehr unterschiedlichen Genres haben mehr gemeinsam, als man zunächst vermuten würde. In diesem Konzert soll eine Brücke geschlagen werden zwischen Barock und Jazz; Musiker beider Stilrichtungen werden mit Entdeckerfreude und viel Spaß am Cross-over Musikstücke kombinieren, die so normalerweise nicht zu hören sind.

»Hier stehe ich – ich könnt auch anders« – Konzertprogramm mit André Eickhoff

Die ökum. Initiative Christen für Wiehl und das Kath. Bildungswerk laden am MO 31.10. nach Bielstein: Der Sohn des bekannten ev. Theologen Klaus Eickhoff kommt mit Liedern zu einzelnen Themen der Lutherbiografie bis hin zur Reformation. Zwischen zehn Stücken werden Texte von Luther vorgetragen, die ein Stück weit Anspielungen in unsere Tage haben bzw. Anfragen an uns selbst sind: Wie könnten wir denn heute anders? Infos zu Ort und Zeit unter:

<https://bildung.erzbistum-koeln.de/bw-oberbergischer-kreis/impressum/index.html>

<https://www.ka-eickhoff.net/cd-hier-stehe-ich---ich-koennt-auch-anders.html>

»Oberbergisches Kammerorchester + Orgel«

St. Michael, SO 06.11. | 17:00 h, unter Leitung von Stephan Kümmeler und Michael Bischof an der Orgel.

Konzert des »Kölner Klassik Ensembles«

Heilig Geist, SA 13.11. | 17:00 h

»Neujahrskonzert«, St. Michael, SO 22.01.23 mit einem Streichquartett unter Leitung von Frau Svenja Kohlmann aus Kierspe nebst Dr. Müller Trompete und Michael Bischof Cembalo.

Angebot für Paare

Ein Baum für die Liebe

In Wipperfürth-Egen entsteht eine Liebesallee mit Bäumen, die Paare als Ausdruck ihrer Verbundenheit pflanzen. Ein Baum als Symbol ihrer Liebe – verwurzelt, nachhaltig, lebendig. Vielleicht wird dies ein Ort, zu dem Sie immer mal wieder zurückkommen, ein Ort, der Ihrer Beziehung Halt gibt?

Unter der Anleitung eines Forstingenieurs haben Sie die Möglichkeit Ihren Baum der Liebe zu pflanzen. Sie sollten mit einer Spitzhacke und einer Schaufel im Gepäck zum Startpunkt in Egen kommen. Von dort gehen wir gemeinsam zum ausgesuchten Waldstück, wo die Liebesallee entsteht. Im Anschluss gibt es zum Ausklang einen kleinen Umtrunk, um auf Ihre besonderen Beziehungsmomente anzustoßen.

Bitte mitbringen: Spitzhacke, Schaufel und evtl. Handschuhe, wetterfeste Kleidung und Schuhe.

Kosten pro Baum: ca. 100 € – Sollte der Betrag für Sie derzeit finanziell zu viel sein, dann sprechen Sie uns gerne an.

Startpunkt: Wander- und Radfahrerkerche in Egen

Wann: SA 05.11., 10-14 h; unter Vorbehalt des Wetters.

Anmeldung und Informationen:

Mail: info@efl-bergisch-gladbach.de, Telefon: 02202 34918

Angebote der kath. Frauengemeinschaft (kfd) Waldbröl

Jeden dritten Mittwoch im Monat um 15:00 h Treffen der Gruppe 50 plus im Pfarrheim Waldbröl: 21.09./19.10./16.11./21.12. Die Treffen stehen jeweils unter einem besonderen Thema. Der Kreis ist offen für alle interessierten Frauen.

Jeden ersten Mittwoch im Monat wird die Abendmesse (in der Regel) in St. Michael als Frauengemeinschaftsmesse gefeiert. Die nächsten – z. T. verschobenen – Termine: 05.10. / 02.11. / 07.12.

Die kfd-Jahreshauptversammlung ist für Mittwoch, 05.10. im Anschluss an die Abendmesse angesetzt.

Weitere Termine

Frauen- und Seniorentreffen

St. Mariä Himmelfahrt

Jeden 4. Donnerstag im Monat um 15:00 h
Hl. Messe; anschl. gemütliches Beisammensein

Vortrag zur Situation in Nigeria

St. Mariä Himmelfahrt MO 05.09. | 19:30 h, im Pfarrsaal

Abendandachten

St. Mariä Himmelfahrt DO 08.09./10.11./01.12. | 20:00 h

Tauferinnerungsfeier

St. Michael SA 10. 09. | 14:00 h

Für die Taufjahrgänge 2015 und 2016.
Anschließend Kaffeetrinken im Pfarrheim
mit gemeinsamem Singen und Spielen.

Seniorenachmittag

St. Michael MI 14.09. | 14:30 h

Hl. Messe, anschl. gemeinsames Kaffeetrinken
im Pfarrheim

Second-Hand-Basar

St. Antonius FR 16.09. | Kita Herbstbasar

Wallfahrt der kfd Denklingen zur Dörnschlade

SA 15.10., Kontakt: Christa Brochhagen, Tel. 02296-8883

Allerseelen MI 02.11.

St. Michael 19:00 h Requiem für die Verstorbenen aus
dem Seelsorgebereich »An Bröl und Wiehl«

Firmung

St. Michael SA 05.11. | 11:00 h

Firmmesse unter Mitwirkung des Chores »New Spirit«

Cäcilienfest

St. Antonius SO 20.11. | 09:00 h

Hl. Messe zum Cäcilienfest (mit Kinder- und Kirchenchor)

Seniorenadventsnachmittag

St. Michael MI 07.12. | 14:30 h, im Pfarrheim

Familienmessen

St. Mariä Himmelfahrt

SO 25.09. | 11:00 h

SO 27.11. | 11:00 h

St. Antonius

SO 02.10. | 09:30 h

mit dem Kinderchor »Notenflitzer«

St. Michael

SO 02.10. | 09:30 h

Heilig Geist

SO 02.10. | 11:00 h

Ewiges Gebet DO 29.09.

St. Bonifatius

09:00 h Hl. Messe mit Aussetzung

09:30 h Anbetungsstunde

10:30 h Sakramentaler Segen

St. Mariä Himmelfahrt

11:00 h Hl. Messe mit Aussetzung

11:30 h Anbetungsstunde

13.00 h Sakramentaler Segen

St. Antonius:

16:00 h Aussetzung und Anbetungsstunde

17:30 h Hl. Messe mit sakramentalem Segen

Hl. Geist

17:00 h Hl. Messe mit sakramentalem Segen

St. Michael

18:00 h Aussetzung und Anbetungsstunde

19:00 h Hl. Messe mit sakramentalem Segen

Hl. Messen und Gräbersegnung zu Allerheiligen

SO 30.10.:

Friedhof Walberfeld:

15:00 h Andacht und Gräbersegnung

St. Konrad

18:00 h Hl. Messe, anschl. Gräbersegnung

DI 01.11.:

St. Michael

09:30 h Festmesse mit Totengedenken

anschl. Gräbersegnung auf dem Bergfriedhof Waldbröl

Heilig Geist

11:00 h Festmesse mit Totendenken

St. Antonius

14:30 h Hl. Messe unter Mitwirkung des Kirchenchores,

anschl. Gräbersegnung auf dem kath. Friedhof

St. Mariä Himmelfahrt

11:00 h Festmesse mit Totengedenken

15:00 h Gräbersegnung auf dem Friedhof

Gottesdienste in unseren Gemeinden

Bitte beachten Sie unbedingt mögliche Änderungen sowie die **wichtigen Hinweise zu den coronabedingten Teilnahme-Vorschriften** in den Schaukästen und unter www.sbabuw.de!

Montag

St. Antonius Hl. Messe | 09:00 h
Jeden 2. Montag im Monat als Frauenmesse mit Gebet für die Verstorbenen der letzten 10 Jahre des jeweiligen Monats

Dienstag

Hl. Geist Stille Anbetung vor dem Allerheiligsten | 18:30 h
Abendmesse | 19:00 h

Mittwoch

St. Bonifatius
Rosenkranzgebet | 8:30 h
Hl. Messe | 9:00 h
St. Bonifatius Letzter Mittwoch im Monat, anstelle der Frühmesse
Hl. Messe in der Gemeinschaft der älteren Pfarrangehörigen | 14:30 h
Zur Hl. Familie Jeden 2. Mittwoch im Monat Hl. Messe | 15:00 h
St. Michael Stille Anbetung vor dem Allerheiligsten | 18:30 h
Abendmesse | 19:00 h

Donnerstag

St. Mariä Himmelfahrt Andacht
Mütter beten für ihre Kinder | 10:00 h
CBT-Haus Hl. Messe | 10:15 h
St. Mariä Himmelfahrt
Letzter Donnerstag im Monat
Schulgottesdienst | 12:45 h
entfällt in den Schulferien
St. Mariä Himmelfahrt
Jeden 4. Donnerstag im Monat
Frauen- und Seniorenmesse | 15:00 h

Freitag

St. Michael
Ökumenisches Friedensgebet
18:00 h
St. Mariä Himmelfahrt
Am 1. Freitag im Monat
Stille Anbetung vor dem Allerheiligsten | 18:30 h
sonst Rosenkranzgebet
Hl. Messe | 19:00 h

Samstag

St. Michael Vorabendmesse | 18:00 h,
anschl. Beichtgelegenheit
St. Bonifatius Vorabendmesse |
18:00 h, anschl. Beichtgelegenheit

Sonntag

St. Antonius
Hl. Messe | 09:30 h
St. Michael
Hl. Messe | 09:30 h
St. Mariä Himmelfahrt
Rosenkranzgebet | 10:15 h
Hl. Messe | 11:00 h
Hl. Geist Nümbrecht
Hl. Messe | 11:00 h
St. Bonifatius Hl. Messe der kroatischen Gemeinde | 12:30 h

Anschriften der Kirchen unseres Seelsorgebereichs:

St. Michael
Waldbröl | Inselstraße 2

St. Mariä Himmelfahrt
Wiehl | Ennenfeldstraße 1

St. Bonifatius
Bielstein | Florastraße 5

St. Antonius
Denklingen | Mühlenhardt 1

Hl. Geist
Nümbrecht | Friedhofstraße 2

Maria im Frieden
Waldbröl-Schönenbach

St. Konrad
Waldbröl-Ziegenhardt | Kirchweg

Zur Hl. Familie (Kapelle)
Reichshof-Feld | Felder Straße 8

CBT-Haus St. Michael (Kapelle)
Waldbröl | Dechant-Wolter-Straße 11

Ein-Blick in die Arbeit unserer Redaktion

Rückblick:

Seit vielen Jahren engagieren sich einige Mitglieder der Gemeinden unseres Seelsorgebereichs An Bröl und Wiehl im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit:

In St. Michael und Hl. Geist informierte seit 1983 eine Gruppe Jugendlicher und junger Erwachsener mehrmals im Jahr mit der »LUPE« über die Jugendarbeit und das Gemeindeleben. Später wechselte diese Arbeit in die Trägerschaft des Pfarrgemeinderates. Insgesamt wurden im Verlauf von 29 Jahren 120 LUPE-Ausgaben zusammengestellt und verteilt.

In St. Mariä Himmelfahrt und St. Bonifatius hatte sich 1996 eine Arbeitsgruppe gebildet, die dreimal im Jahr die Zeitschrift »Miteinander« erstellte.

Bereits 2004 gab es erste Überlegungen zur Koordinierung der Öffentlichkeitsarbeit im neuen Seelsorgebereich. Am 13.12.2011 bildete sich nach diversen Vorgesprächen ein Team, das mit externer Experten-Hilfe in insgesamt zwölf Sitzungen das bis heute gültige Konzept für »fünfkant« als gemeinsames Magazin für den ganzen Seelsorgebereich entwickelte und die Erstausgabe für Advent 2012 erstellte. Mit diesem Heft legen wir Ihnen die 40. Ausgabe von fünfkant vor.

Mitarbeiter:

Nicht alle, die bei Planung und Konzept-Erstellung mitgewirkt haben, sind für die konkrete Redaktionsarbeit im Team verblieben. Sie haben oft andere Aufgaben in ihren Gemeinden übernommen. Da waren die regelmäßig fünf Arbeitstreffen je Ausgabe sowie gelegentliche Telefon- und Video-

Konferenzen und die »Heimarbeit« mit Texterstellung, Redigieren sowie der Internet-Recherche nach geeigneten Texten und Bildern als zusätzliche Belastung zu viel.

Nun steht wieder ein Abschied an: Herr Adorjan, der seit dem 4. Planungstreffen im März 2012 mit im Team ist, teilte uns die Beendigung seiner Mitarbeit mit. Zum einen hat er inzwischen seinen ständigen Wohnsitz an den Tegernsee verlegt. Das würde dank der modernen Kommunikationsmittel eine weitere Mitarbeit etwas erschweren, aber nicht ausschließen. Hinzukommen aber auch tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten zu den veröffentlichten Ansichten von Pfarrer Zöllner bezüglich der Entwicklung in unserer Kirche, unseres Bistums und unseres Seelsorgebereiches sowie zum Synodalen Weg. Dies hat er Pfarrer Zöllner in einem persönlichen Brief ausführlich dargelegt.

Herr Adorjan beschrieb in 30 gut recherchierten Artikeln den jeweiligen Themenschwerpunkten entsprechend die unterschiedlichsten Probleme und zeigte Lösungsansätze auf, dabei formulierte er aber auch seine eigene Position klar. Genauso vertrat er in den Redaktionskonferenzen seine Meinung stets deutlich, war aber auch bereit, abweichende Meinungen und Mehrheitsbeschlüsse zu akzeptieren.

Dafür sprechen wir ihm als Redaktionsteam unseren herzlichen Dank aus.

Ausblick:

Bereits vor der Übernahme unseres Seelsorgebereichs durch Pfarrer Zöllner haben wir uns als Redaktionsteam Gedanken gemacht, ob fünfkant das Potential hat, in einem künftigen Sendungsraum als gemeinsames Magazin zu fungieren. Leider konnten seitens der Redaktion bisher keine entsprechenden Gespräche mit Tobias Zöllner als Leitendem Pfarrer geführt werden. Die Pfarrgemeinderäte beider Seelsorgebereiche haben sich aber kürzlich in einer gemeinsamen Sitzung in einem ersten Ansatz mit diesem Thema befasst. Wir als Redaktionsteam sind für Gespräche über eine Zusammenarbeit offen.

Allerdings müssten dafür weitere Mitarbeiter aus dem Bereich Morsbach, Friesenhagen und Wildbergerhütte gewonnen werden. Natürlich freuen wir uns auch sehr über Verstärkung und Unterstützung bei der Redaktionsarbeit aus dem eigenen Seelsorgebereich!

Wer Interesse hat oder erst einmal »schnuppern« möchte, wende sich bitte an die Redaktionsmitglieder oder schreibe kurz an redaktion@kkgw.de. Wir melden uns dann unverzüglich! ■

Wolfgang Clees



Klaus-Peter
Jansen

Marika
Borschbach

Wolfgang
Clees

Barbara
Degener



Luisa
Möbus



Iris
Lomnitz

Michael
Ludwig

Marianne
Röhrig

Impressum

Herausgeber: Pfarrgemeinderat für den Seelsorgebereich »An Bröl und Wiehl«,
V. i. S. d. P.: Ltd. Pfarrer Tobias Zöller, tobias.zoeller@erzbistum-koeln.de ; c/o Pastoralbüro Inselstr. 2, 51545 Waldbröl,
Tel. 02291-9225-0. Für redaktionelle Beiträge, die namentlich gekennzeichnet sind, liegt die Verantwortung im Sinne
des Presserechts beim Autor oder bei der Autorin.

Layout und Satz: Luisa Möbus (luisa.moebus@gmail.com)

Druck (Auflage: 7.000): Druckerei Kausmann GmbH Gummersbach (www.druckerei-kausmann.de)

Spenden: Unser Heft wird kostenfrei an alle Gemeindemitglieder und Interessenten abgegeben und ist nicht billig ...

Darum freuen wir uns über jede Spende: **Kirchengemeindeverband An Bröl und Wiehl // Volksbank Oberberg eG**

Konto Nr.: 509787026 // BLZ: 384 621 35 // IBAN: DE83 3846 2135 0509 7870 26 // BIC: GENODED1WIL

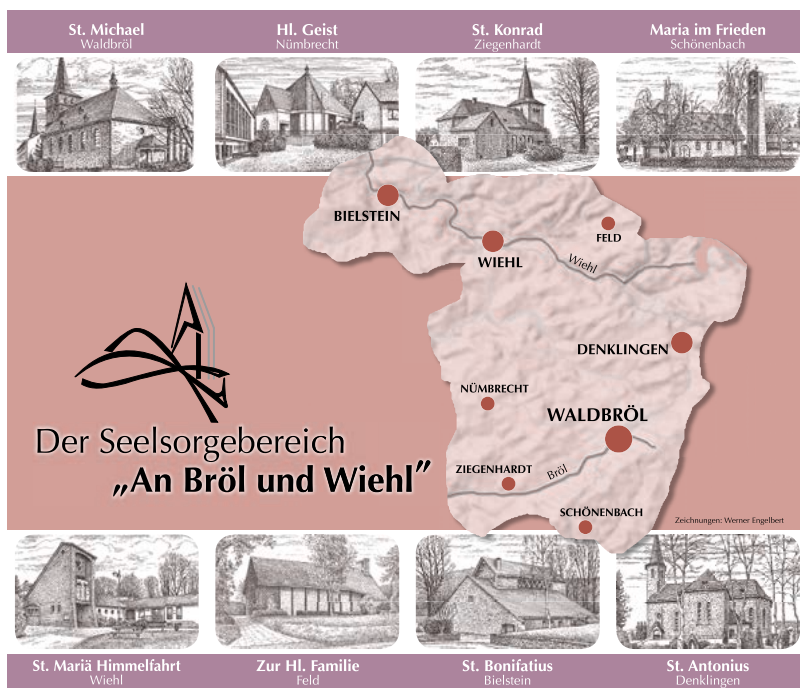
Verwendungszweck: »fünfkant« // Bei Angabe von Name und Anschrift erhalten Sie einen Spendenbeleg zur
Vorlage beim Finanzamt.

Quellenangaben

- S. 07: Durch das Jahr – durch das Leben, Hausbuch der christlichen Familie, Kösel-Verlag, 1982
S. 12: www.katholisch.de (09.07.2021), in Pfarrbriefservice.de
S. 14: <https://t1p.de/bvnx0>; <https://t1p.de/isux5>
S. 29: MARIA 2000 Jahre in Religion, Kultur und Geschichte von Jaroslav Pelikan, Herder Verlag, Freiburg, 1999
S. 32: opendoors.de; gfbv.de Gesellschaft für bedrohte Völker;
aachener-friedenspreis.de, domradio.de, wikipedia.org/wiki/biafra

Bildnachweise (Alle anderen Fotos stammen von Gemeindemitgliedern und Autoren)

- | | |
|---|--|
| S. 03: Falco / pixabay.com | S. 20: Richard Catabay / unsplash.com |
| S. 04: Robert Allmann / pixabay.com | S. 23: Peter Stanic / pixabay.com |
| S. 07: Der graue Wolf / CC BY-SA 3.0 (via Wikimedia Commons) | S. 25: Armin Pohl / pfarrbriefservice.de |
| S. 09: Tom Barrett / unsplash.com | S. 26: Patrick de Vries / pfarrbriefservice.de |
| S. 12: Karl Fredrickson / unsplash.com | S. 29: lbrownstone / pixabay.com |
| S. 15: gemeinfrei (via Wikimedia Commons) | S. 31: Günter Engelbert |
| S. 17: gemeinfrei (via Wikimedia Commons) | S. 32: Peter Weidemann / pfarrbriefservice.de |
| S. 18: Peter Weidemann / pfarrbriefservice.de | S. 33: Max von Lachner / Synodaler Weg |



Pastoral- und Pfarrbüros für den Seelsorgebereich »An Bröl und Wiehl«:

Weitere Informationen können Sie auch gerne über unsere Pfarrbüros und das Pastoralbüro erhalten:

Pfarrbüro St. Michael und Pastoralbüro

Inselstr. 2 // 51545 Waldbröl
 Tel. (0 22 91) 92 25 0 // Fax (0 22 91) 92 25 25
 E-Mail pastoralbuero@kkgw.de
Bürozeiten Mo 15 – 17 h, Di – Fr 9 – 12 h, Di 15 – 18 h

Pfarrbüro St. Mariä Himmelfahrt

Hauptstr. 67 // 51674 Wiehl
 Tel. (0 22 62) 75 14 03 // Fax (0 22 62) 75 14 04
 E-Mail pfarrbuero-wiehl@kkgw.de
Bürozeiten Mo+Fr: 9 – 12 h, Mi+Do: 15 – 18 h

Pfarrbüro St. Bonifatius

Florastr. 7 // 51674 Wiehl-Bielstein
 Tel. (0 22 62) 70 11 50 // Fax (0 22 62) 70 11 51
 E-Mail pfarrbuero-bielstein@kkgw.de
Bürozeiten Mi 9–11 h und 15–16:30 h

Pfarrbüro St. Antonius

Hauptstr. 19 // 51580 Reichshof-Denklingen
 Tel. (0 22 96) 99 11 69 // Fax (0 22 96) 99 95 83
 E-Mail pfarrbuero-denklingen@kkgw.de
Bürozeiten Mo 8:30 – 12 h, Do 16 – 18:30 h

Thema der nächsten Ausgabe: »Jesus – Für wen haltet ihr mich?« (Arbeitstitel)

In der nächsten Ausgabe dieses Magazins wollen wir uns mit dem Themenbereich **»Jesus – Für wen haltet ihr mich?«** befassen. Geplanter Erscheinungstermin ist der 01.12.2022. Als weiteren Themenbereich haben wir vorgesehen: »Schöpfung«. Sie können der Redaktion gerne Ihre Gedanken und Anregungen dazu schicken. Die Redaktion behält sich Auswahl und Kürzung der zu veröffentlichenden Beiträge vor. Gerne nehmen wir weitere Themenvorschläge für künftige Ausgaben entgegen.

Außerdem: Feedback und Kritik sind erwünscht. Schreiben Sie uns Ihre Meinung und Verbesserungsvorschläge!

Beiträge an: redaktion@kkgw.de oder Redaktion »fünfkant«, c/o Pastoralbüro, Inselstr. 2, 51545 Waldbröl.

Redaktionsschluss für Heft 4|2022 ist der **01.10.2022**.

Alle bisher erschienenen **fünfkant-Magazine** finden Sie zum Download auf der Website des Seelsorgebereichs unter www.sbabuw.de. Gedruckte Ausgaben liegen im Pastoralbüro Waldbröl für Sie zur Abholung bereit.



www.sbabuw.de